

Der „Groß-Schrotter“
im
Österreichischen Freilichtmuseum

Das Rauchstubenhaus

Von VIKTOR HERBERT PÖTTLER

Für die Hausforschung wird es immer schwieriger, geeignete Objekte in freier Landschaft zu finden. Um so größer wird die Notwendigkeit, als Ergänzung und Bestärkung der empirischen Feldforschung andere Quellen zu erschließen, die eine historisch verifizierte Darstellung der hauskundlichen Forschungsobjekte erlauben. Die Auswertung archivalischer Quellen im Sinne einer „historisch-methodischen“ Hausforschung hat schon Viktor Geramb im Jahre 1911 angeregt.¹ Neuerdings hat Oskar Moser diesen Weg erfolgreich beschritten.²

Zur Erfassung eines Bauernhauses reichen indessen die hauskundlichen Erkenntnisse nicht aus, erst mit der Darstellung der Hofgeschichte gewinnt die Vergangenheit eines Gehöftes jene Lebensnähe, die den Exponaten eines Freilichtmuseums eigen sein sollte. Die Vereinigung hauskundlicher und historischer Einsichten läßt dieses Ziel erreichbar erscheinen. Über den historischen Ursprung und die allfällige Deutung des Hausnamens hinaus werden etwa Änderungen und Erweiterungen eines in unterschiedlichen Aufbaustufen entstandenen Bauernhauses aufgezeigt und erklärbar, und die funktionsorientierte Bautätigkeit des nun oft nicht mehr anonymen Erbauers eines Objektes kommt ins Bild, um nur einige Vorzüge des gemeinsamen Weges von Haus- und Geschichtsforschung anzudeuten.³ Die in einem Freilichtmuseum wiedererstandenen Bauten stellen zwar außerordentlich wertvolle, gewissermaßen „archivalische Architekturdokumente“ für Forschung und Lehre dar, haben aber durch die Translozierung ihre ursprüngliche Umgebung verloren. Um so vordringlicher ist es, die Geschichte dieser Bauten darzustellen, um einerseits den wissenschaftlichen Wert der Objekte wesentlich zu erhöhen und andererseits die

Alle Rechte vorbehalten!

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und nach Genehmigung durch den Vereinsausschuß gestattet.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Historischer Verein für Steiermark,
A-8010 Graz, Hamerlinggasse 3.

Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. h. c. Dr. Ferdinand Tremel, A-8010 Graz, Harrachgasse 1.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge tragen deren Verfasser die Verantwortung.

Druck: LEYKAM AG, A-8054 Graz, Ankerstraße 4.

Für die Mitglieder des Vereines als Jahresgabe 1978 kostenlos, im Buchhandel S 180.-.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nur zurückgesandt und Anfragen nur beantwortet, wenn Rückporto beiliegt!

¹ V. Geramb, Das Bauernhaus in Steiermark. In: Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Stmk., IX 1911, S. 263.

² O. Moser, Die Hausangaben in St. Pauler Ehrungsbüchern und die Rauchstubenhäuser Unterkärntens. In: Carinthia I, 167, 1977, S. 151 ff.

³ Mit der Darstellung des „Sallegger Moar“ wurde dieser Weg für das Österreichische Freilichtmuseum erstmals beschritten. Vgl. Der „Sallegger Moar“ im Österreichischen Freilichtmuseum, I. Das Rauchstubenhaus von Viktor Herbert Pöttler, II. Der Hof und seine Geschichte von Gerhard Pferschy. In: Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Stmk., LVIII 1967, S. 57ff.

bildnerische Aussage, die einem Museum in hohem Maße aufgetragen ist, zu verstärken. Darüber hinaus bringt uns die historische Erfassung eines Bauwerkes in der Regel auch eine zuverlässige Altersbestimmung, die der empirischen Hausforschung mitunter versagt bleibt oder oft nur mit sehr aufwendigen Methoden, etwa der Dendrochronologie, erbracht werden kann.⁴

Ich möchte es daher einleitend nicht verabsäumen, Herrn Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl, Vorstand des Historischen Institutes an der Universität Graz, Abteilung Wirtschafts- und Sozialgeschichte, für die Bearbeitung der Hofgeschichte des „Schrotter“ sehr herzlich zu danken und damit die Hoffnung verbinden, daß auch die übrigen Höfe und Objekte des Österreichischen Freilichtmuseums das freundliche Interesse eines Historikers finden mögen.

Der „Großschrotter“, wie zuletzt der Hausname unseres Rauchstubenhauses lautete, ist jener Hauslandschaft zuzurechnen, die nahezu den gesamten Westen der Steiermark einnimmt. Begrenzt wird das Gebiet im Norden durch die Hänge der Gleinalpe, im Osten etwa durch den Murfluß, im Westen durch die Stubalpe und Koralpe, während im Süden die Landes- und Staatsgrenze die Landschaft des weststeirischen Hauses abschließt.⁵ Obgleich man von einem steirischen Haus schlechthin ebensowenig sprechen kann wie von einem Tiroler, Salzburger oder Kärntner Haus, so ist zumindest das Haus der Weststeiermark in seinen verschiedenen Ausformungen als Tal- und Berghof, aber auch als Weingarten- und Winzerhaus des Südens ein Haustypus mit einem einigermaßen geschlossenen Verbreitungsgebiet. Bei aller Ähnlichkeit mit dem „innerösterreichischen“ Typus ist das weststeirische Haus durch sein unverwechselbares Äußeres gegenüber den benachbarten Hauslandschaften gut erkennbar abgegrenzt. Allerdings begegnet uns in der kärntnerischen Nachbarschaft ein Haus, das dem weststeirischen nahe verwandt ist.⁶ Ehedem war das Haus der Weststeiermark seiner walddreichen Heimat entsprechend stets gezimmert, trug ein steiles Dach und war mit Stroh gedeckt, wobei die Dächer der Berghöfe steiler waren als jene der Talhöfe.⁷

Ab dem ausgehenden 19. Jh. wird, insbesondere in Berglagen, das Strohdach immer stärker vom Schindeldach verdrängt, um in unseren Tagen dem harten Dach zu weichen. In Tallagen erfolgte der Übergang vom Stroh- zum Ziegeldach in der Regel ohne die Zwischenstufe des Schindeldaches und meist früher als am Berg. Der Anlage nach entspricht das weststeirische Gehöft dem

⁴ Vgl. D. Eckstein und K. Bedal, Dendrochronologie und Gefügeforschung – Zu neuen Datierungsergebnissen im ländlichen Hausbau Schleswig-Holsteins des 15.–17. Jh. In: *Ethnologia Europaea* VII/2, 1973/974, Göttingen 1974, S. 223ff.

⁵ V. Geramb, *Bauernhaus* (s. Anm. 1), S. 253ff. – J. R. Bünker, *Das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark*. In: *Wörter und Sachen* I/2, Heidelberg 1909, S. 121ff. – V. H. Pöttler, *Die Hauslandschaften der Steiermark*. In: *Erläuterungen zum Atlas der Steiermark*, Graz 1973, S. 227f.

⁶ O. Moser, *Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten*. *Kärntner Museumsschriften* 56, Klagenfurt 1974, S. 28.

⁷ J. R. Bünker, *Köflach* (s. Anm. 5), S. 124.

innerösterreichischen Gruppen- oder Haufenhof.⁸ Ab dem 18. Jh. treten bei den Wohnhäusern, hervorgerufen durch Feuerschutzverordnungen und Holzsparmaßnahmen, teilweise Vermauerungen der Hauswände, insbesondere im Bereich der Feuerstätten und der Fundamente auf.⁹ Der Grundriß des weststeirischen Hauses läßt nahezu überall das Mittelflurhaus erkennen. Ein durchgehendes Vorhaus, hier „Labn“ genannt, erschließt das Haus stets traufseitig. An einer Seite der „Labn“ liegt die Rauchstube, ihr gegenüber finden wir in der Regel eine Schlaf- und eine Vorratskammer. In jüngerer Zeit erfolgte vielfach eine Teilung der Rauchstube, und es entstand eine „Rauchküche“ und eine Kachelstube. Die „Entrauchung“ der alten Rauchstube konnte aber auch durch den Einbau einer Küche in die „Labn“ erfolgen, wobei allerdings diese Küche vorerst oft noch eine Rauchküche blieb. Schließlich fand aber der Sparherd sowohl in die sekundäre Rauchküche als auch direkt in die Rauchstube Eingang.¹⁰

Der Anlage nach ist das weststeirische Haus ein „Wohnspeicherhaus“, zumal es auch unter Dach noch Vorrats- und Speicherräume gibt. Aus dem Wunsche nach einem rauchfreien Wohnraum oder einem zusätzlichen Schlafräum ist die vielfach erfolgte Grundrißerweiterung durch einen im rechten Winkel an das Haupthaus angefügten Zubau entstanden.¹¹ Dieser architektonisch sehr reizvolle Quer- oder Kreuzgiebel wurde von den Bauern „Frankenspitz“ genannt, was auf die alte, aus dem Lateinischen kommende Baumeisterbezeichnung „Frontispiz“ – „frontispicium“¹² – zurückzuführen ist. Darunter verstand man in der Architektur ein Giebeldreieck über einem Gebäudevorsprung. Zu den Besonderheiten des weststeirischen Hauses zählt auch der nach oben in Richtung zur Firstlinie leicht vorgezogene Giebel, wie wir dies beim „Großschrotter“ noch näher kennenlernen werden. Die Bretterschalung der Giebelflächen ist in der Regel ein- bis zweimal in der Stärke eines Querbalkens abgesetzt. Da der hinter der Schalung liegende Raum oder Gang zum Trocknen von Feldfrüchten dient, ist die Giebelfläche stets mit zwei oder drei wohlgeformten Öffnungen versehen. Bei Talhöfen, in denen es den Mais zu überwintern gilt, ist der Giebel mitunter durch ein Lattengitter abgeschlossen. Dadurch werden einerseits die erwünschte Durchlüftung und der Schutz der Früchte vor Vogelfraß erreicht, andererseits tragen diese funktionsbedingten Luken und Gitterflächen vorteilhaft zur formalen Gestaltung des Giebels bei.

⁸ V. Geramb, *Vom Werden und von der Würde unserer Bauernhöfe*. In: *Heimatliches Bauen im Ostalpenraum*, Das Joanneum, Sonderband, Graz 1941, S. 78f. – V. Geramb, *Bauernhaus* (s. Anm. 1), S. 256. – A. Haberlandt, *Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs*, 1. Teil, Wien 1953, S. 67f. – O. Moser, *Bauernhaus* (s. Anm. 6), S. 160f.

⁹ H. Koren, *Vorstufen des „heimatlichen Bauens“*. In: *Volk und Heimat*, Festschrift für Viktor von Geramb, Graz 1949, S. 45f.

¹⁰ J. R. Bünker, *Köflach* (s. Anm. 5), S. 140, 142, 147, 149. – V. H. Pöttler, *Der „Sallegger Moar“ im Österreichischen Freilichtmuseum*. In: *Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Stmk.* LVIII, Graz 1967, S. 64.

¹¹ J. R. Bünker, *Köflach* (s. Anm. 5), S. 144f. – V. Geramb, *Bauernhaus* (s. Anm. 1), S. 255f, Abb. 21. – O. Moser, *Hausangaben* (s. Anm. 2), S. 164ff, 178ff.

¹² „Frontispiz“, vgl. *Der große Duden*, Bd. 5, Fremdwörterbuch, Mannheim 1974, S. 251.

Als Beispiel formschöner und zweckmäßiger Giebelgestaltung seien noch gut erhaltene Häuser in der Landschaft um Mooskirchen und Stainz erwähnt. Ähnlich wie beim Ausseer Haus finden wir beim Eingang des weststeirischen Bauernhauses häufig einen verandaartigen Vorbau, der „Eßgangl“ genannt wird. Diese offene Holzveranda kann an der Vorder- oder Rückseite des Hauses angebracht sein und ist entweder durch das abgeschleppte Dach oder durch ein eigenes Giebeldach beschirmt. Bei Häusern in Hanglage ist das „Eßgangl“ in der Regel mit dem an zwei oder drei Seiten des Wohnhauses umlaufenden, balkonartigen, schmalen Holzgang verbunden. In diesem „Eßgangl“ stehen Tisch und Bänke, denn in der warmen Jahreszeit wurde hier gegessen, und man empfing auch seine Gäste in diesem oft von Weinreben eingeschlossenen Raum.¹³

Die Zimmerung des weststeirischen Hauses ist meist durch den Wechsel von überkämmtem und verzinktem Blockbau bestimmt. Die ersten vier oder fünf Zimmerungskränze der aufgehenden Hauswand sind an den Eckverbindungen überkämmt. Dann folgt nach oben eine Schwalbenschwanzverzinkung, die bei den obersten fünf bis acht Zimmerungsbalken wiederum in den überkämmten Blockbau übergeht. Die Überkämmung der obersten Balken ist dabei so gezimmert, daß die Balkenköpfe jeweils um eine Balkenstärke über den unteren Balken vorkragen. An ihren Kanten sind die Balkenköpfe abgefast und mit roter Farbe ausgelegt. Zwar wirken diese vorkragenden Wettköpfe formal sehr ansprechend, sie müssen indessen, wie nahezu alle Elemente des Bauernhauses, in ihrer konstruktiven Funktion gesehen werden. So verleihen vorkragende Balkenköpfe dem Blockbau eine bessere statische Beschaffenheit, und überdies werden auf die obersten vorkragenden Wandhölzer der Giebelwände die Mauerbänke aufgelegt, so daß man ohne Verwendung von Aufschieblingen das erwünschte Vordach erhält. Eine ähnliche Dachausbildung war auch beim gezimmerten Haus der mittleren und südlichen Oststeiermark üblich. Formale Unterschiede innerhalb des weststeirischen Hauses sind vor allem durch die Geländelage bedingt und finden kaum durch Änderungen im Grundriß ihren Niederschlag. So ist das Haus am Berg meist in den Hang gestellt, wodurch die Ausbildung eines Kellers unter dem Wohngeschoß und der schon erwähnte Holzgang möglich werden.

Im Grazer und Leibnitzer Feld hat sich ein Haustyp entwickelt, der die wesentlichen Züge des weststeirischen Hauses aufweist, durch frühe Vermauerung formal aber eine gewisse Eigenständigkeit erreicht hat. Hier und in den Grenzbezirken zu Graz begegnet uns auch ein Haustypus, der im 19. Jh. durch die Beratung der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft unter ihrem Präsidenten Erzherzog Johann entstanden ist.¹⁴ Diese stets gemauerten Bauernhäuser

¹³ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 125, 133f., 138. – V. Geramb, Bauernhaus (s. Anm. 1), S. 255f.

¹⁴ V. Geramb hat daher angeregt, dieses Haus „Erzherzog-Johann-Haus“ zu nennen. Vgl. H. Koren, Vorstufen (s. Anm. 9), S. 61, und M. Kundegraber, Das Erzherzog-Johann-Haus. In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft, Notring-Jahrbuch 1973, S. 127.

zeigen ein klassizistisches Gepräge und sind durch einen Portikus, einen von Säulen getragenen, überdachten Stiegenaufgang, gekennzeichnet. Möglicherweise wirkt bei diesem stets an der Traufseite liegenden Aufgang das schlichte „Eßgangl“ des weststeirischen Hauses nach. Meist ist auf den Giebeln dieser Häuser eine in Stuckarbeit ausgeführte Zierfigur sichtbar, und die Jahreszahl liegt in der Regel zwischen 1820 und 1860.

Das in diesem Beitrag dargestellte Wohnhaus des Gehöftes „Großschrotter“ ist im Grundbuch des Bezirkes Voitsberg unter der Einlagezahl 20 erstmals mit Datum vom 27. März 1846 unter dem Vulgonamen „Schratte“ eingetragen. Seinen letzten Hausnamen „Großschrotter“ erhielt es nach Angabe der letzten Besitzerin, Frau Emma Zettel, erst in jüngerer Zeit, da es in der näheren Umgebung auch einen „Kleinschrotter“ gibt. Der „Großschrotter“ stand in der Katastralgemeinde Eggartsberg, trug zuletzt die Hausnummer 46 und gehörte zur Gemeinde Geistthäl im Bezirk Voitsberg. Das Gehöft war im Grundbuch als „Erbhof“ in der Erbhofrolle von Södingberg, „Blatt 31“ eingetragen. Die Urbarnummer 759 ad Rein B II S 33 ./ verweist auf das im Jahr 1128/29 durch Markgrafen Leopold I. von Steier gegründete Zisterziensertstift Rein, und hier konnte die Geschichtsforschung ansetzen.

Der Vulgoname unseres Hofes war im Laufe seiner Geschichte sehr vielfältig. Immer aber finden wir ihn im Zusammenhang mit „im Schrot“, „ym Schroet“, „im Schrott“, um ihm letztlich als „Schratte“ oder „Schrotter“, zuletzt aber als „Großschrotter“ zu begegnen.¹⁵

Da die Reihe der Hofbesitzer in der Hofgeschichte ausführlich dargestellt wird, beschränke ich mich hier auf die Erwähnung der letzten Besitzerin. Ab 7. Oktober 1937 ist Frau Emma Zettel nach ihrem verstorbenen Ehemann Alois Zettel Alleinbesitzerin und damit die letzte in der stolzen Reihe der „Schratte“- oder „Schrotter“-Bauern. Von ihr habe ich im März 1971 das Wohnhaus „Großschrotter“ oder „Schroatter“, wie es ortsüblich genannt wurde, für das Österreichische Freilichtmuseum erworben.¹⁶

Laut Grundbuch hatte die Liegenschaft im Jahre 1971 folgende Betriebsgröße:

Äcker	1,9165 ha
Wiesen	9,2775 ha
Gärten	2,5712 ha
Hutweiden	6,9702 ha
Wälder	10,7856 ha
Baufläche	0,1263 ha
	<hr/>
	31,6473 ha

Der Besitz wurde um diese Zeit nicht mehr vom alten Wohnhaus aus bewirtschaftet.

¹⁵ „Schrot“ hat mit Holz zu tun, weist also in diesem Zusammenhang auf Rodung hin. Vgl. F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1975, S. 681. Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, Graz 1903, S. 557.

¹⁶ Die Überweisung des Kaufschillings erfolgte am 26. März 1971.

Unter der Einlagezahl 20 sind folgende Baulichkeiten im Grundbuch für das Gehöft „Schratter“ ausgewiesen:

Postzahl	Katasterzahl	Parzelle	
1	54	Bauparzelle mit dem Wirtschaftsgebäude	40/49
2	55	Bauparzelle mit der Keusche	48
3	56/1	Bauparzelle mit dem Dörrofen	
4	56/2	Bauparzelle mit dem Wohnhaus	22 47
5	56/3	Bauparzelle mit der Presse	
6	56/4	Bauparzelle mit dem Wirtschaftsgebäude	45

Schon aus diesen Eintragungen ist zu ersehen, daß das Wohnhaus in die Anlage eines Gruppen- oder Haufenhofes eingebunden war.

Ich fand den „Großschrotter“ im Februar 1971 schon unbewohnt. Die letzten Bewohner haben das Haus im Jahr 1959 verlassen (Abb. 1). Der Bauzustand des Wohnhauses war dementsprechend schlecht, die Bausubstanz wies



Abb. 1: Das Wohnhaus „Großschrotter“ an seinem ursprünglichen Standort in Eggartsberg Nr. 46.

bereits starke Schäden auf. Das Dach war insgesamt schadhafte geworden, so daß in den letzten Jahren vor der Abtragung kein ausreichender Schutz gegen die Feuchtigkeit gegeben war. Der hölzerne Rauchfang war zusammengebrochen, das Dach hatte man an dieser Stelle geschlossen. Dennoch erschien mir das Wohnhaus als Typus so beispielhaft und hauskundlich so wertvoll, daß ich mich zur Übertragung des Objektes in das Österreichische Freilichtmuseum entschloß. Gerade der Umstand, daß ein Bauernhaus in den letzten Jahrzehnten nicht mehr in voller Verwendung stand, bringt den Vorteil der Bewahrung des alten Wohnzustandes mit sich. Im Februar 1971 wurde das Bauwerk zeichnerisch und fotografisch aufgenommen, im März 1971 abgetragen und nach

Stübing gebracht. Nach Konservierung und vorübergehender Lagerung der Bauteile konnte im Jahr 1975 mit dem Wiederaufbau begonnen werden. Dabei wurde der neue Standort so gewählt, daß die geländemäßige Situierung dem Herkunftsort völlig entspricht. Die unterschiedliche Unterkellerung des Gebäudes verlangte dabei eine besondere Beachtung. Keusche und Dörrofen des alten Gehöftes habe ich nicht mehr vorgefunden. Von den beiden im Grundbuch angegebenen Wirtschaftsgebäuden war nur mehr der große Stadel, dessen Dach in jüngster Zeit vollständig erneuert worden war, erhalten. Eine Übertragung in das Freilichtmuseum war daher nicht sinnvoll. Auch der Bauzustand der Presse erlaubte eine Überstellung nach Stübing nicht mehr. Um den „Großschrotter“ wieder als geschlossenes Gehöft aufbauen zu können, mußte ich die für eine Ergänzung des Anwesens notwendigen Bauten in der näheren Umgebung ausfindig machen. Einen Stadel, einen Dörrofen, einen Schweinestall und eine Presse konnte ich inzwischen nach Stübing einholen und aufbauen.

Wenden wir uns nun dem im Österreichischen Freilichtmuseum wiedererstandenen Wohnhaus des „Großschrotter“ zu. Es ist dem Typus nach ein Rauchstubenhaus, das heißt, der Hauptraum des Hauses ist eine Rauchstube.¹⁷ Das als Mittelflurhaus ausgebildete Haupthaus dürfte aus dem beginnenden 17. Jh. stammen. Der im rechten Winkel zum Haupthaus als „Wiederkehr“ erstellte Zubau stammt, wie die Jahreszahl an der westlichen Kellermauer bekundet, aus dem Jahr 1728 und ist demnach von Urban Schratter sen. erbaut worden.¹⁸ Das gesamte Bauwerk ist, seinem ursprünglichen Standort entsprechend, im Österreichischen Freilichtmuseum wieder so in den Hang gestellt worden, daß unter dem Haupthaus ein mit seiner Rückwand teilweise in den Berg gebautes Kellergeschoß Platz gefunden hat. Der Zubau besteht gleichfalls

¹⁷ Zum Thema Rauchstube vgl.: V. Geramb, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben. In: Wörter und Sachen IX, Heidelberg 1924, S. 1–67. – Ders.: Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben. In: Sonderabdruck aus der Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 30. Jg., Wien 1925, Heft 3–6. – Ders.: Die Rauchstuben im Lande Salzburg, Beitrag zur Hausforschung der Ostalpenländer, Salzburg 1950. – Ders.: Kärntner Rauchstuben. In: Carinthia I 144, 1954, S. 663 ff. – A. Haberlandt, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben, Eine kritische Betrachtung. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 29, Wien 1924, S. 81 ff. – Ders.: Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 111 ff. – O. Moser, Zur Geschichte und älteren Verbreitung der Rauchstuben im Rosental. In: Volk und Heimat (s. Anm. 9), Graz 1949, S. 63 ff. – Ders.: Rauchstubenhäuser in den Gurktaler Bergen, Hauskundliche Materialien zur Kennzeichnung einer Kulturlandschaft Innerkärntens, Tl. 1. In: Carinthia I 152 1962, S. 302 ff. – Ders.: Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 73 ff. – Ders.: Hausangaben (s. Anm. 2). – V. H. Pöttlner, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 57 ff. – K. Rhamm, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde, Abt. II: Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet. Teil 1: Altgermanische Bauernhöfe im Übergang vom Saal zu Fletz und Stube. Teil 2: Altertümer aus der slawisch-finnischen Urheimat. Braunschweig 1908/1910. – B. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Europa, Göttingen 1966, 2., erweiterte Auflage. – J. R. Bünker, Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten. In: Mitteilungen der Anthropolog. Ges. in Wien 27, 1897, S. 113 ff. – Ders.: Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten. In: Mitteilungen der Anthropolog. Ges. in Wien 32, 1902, S. 12–103 und 239–273.

¹⁸ Vgl. hierzu O. Pickl, Abschnitt II dieser Arbeit.

aus einem Keller- und einem Wohngeschoß. Allerdings ist hier der Keller, durch das Gelände bedingt, frei stehend und ohne Verbindung zum Keller des Haupthauses. Der auf den frei stehenden Keller des Zubaus aufgesetzte Wohnteil wirkt daher als Obergeschoß, obgleich er in der Ebene des Wohngeschosses im Haupthaus liegt (Abb. 2).

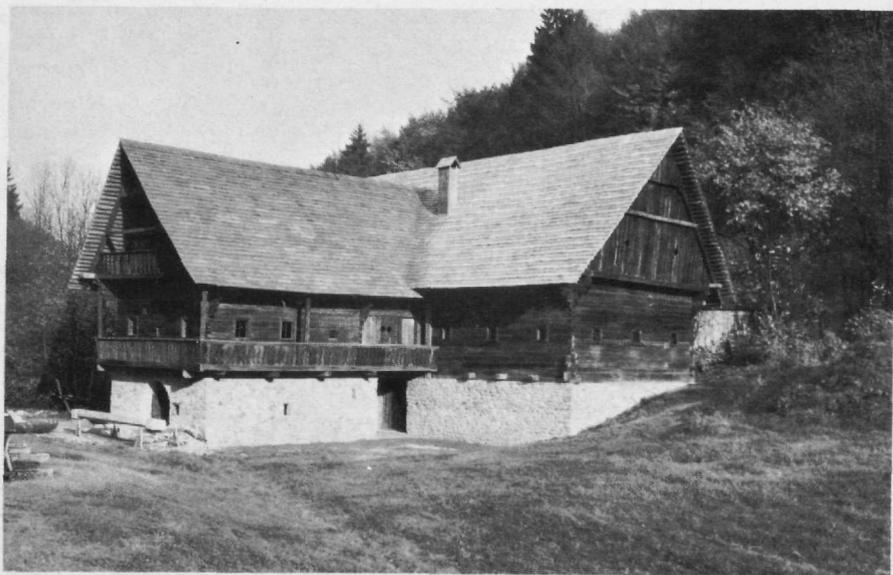


Abb. 2: Der wiederaufgebaute „Großschrotter“ im Österreichischen Freilichtmuseum.

Die Maße des Haupthauses betragen $7,58 \times 17,45$ m, die des Zubaus $5,96 \times 9,62$ m, gemessen von Schrot zu Schrot.¹⁹ Das unter dem Haupthaus befindliche Kellergeschoß ist aus Bruchsteinen roh gemauert und trägt keinen Verputz. Es steht so im Hang, daß es mit seiner Eingangseite im Bereich der Rauchstube und „Labn“ im Erdreich liegt, an seiner Ost- und Nordseite aber zu einer Höhe von 2,40 m über dem Boden aufgemauert wurde. Zuletzt diente dieses Kellergeschoß als Schweine-, Hühner- und Jungviehstall. Es ist über eine Stiege aus dem Vorhaus erreichbar, wodurch zumindest teilweise eine Vermengung von Wohn-Speicherhaus und Wohn-Stallhaus gegeben erscheint.²⁰ Der Stall ist mit fünf Fenstern ausgestattet, die durch ein zu drei Zacken ausgeschmiedetes, quer im Fensterstock verankertes Eisen gesichert sind und an der Innenlichte 50×25 cm messen. Der gleichfalls aus Bruchsteinen roh gemauerte Keller des Zubaus ist 2,14 m vom Haupthaus entfernt, so daß der Zugang zum Stall für Tier und Mensch gut möglich ist. Durch die im Wohngeschoß bestehende Verbindung zum „Wiederkehr“ erhält dieser Zu-

¹⁹ Der Einfachheit halber werden die Maße in Metern angegeben. Da nahezu alle von der Hausforschung erfaßten Bauten älter sind als das metrische Maßsystem, ergeben sich kaum genaue Metermaße.

²⁰ A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 175 ff.

gang eine zweckmäßige Überdachung. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Keller des Zubaus, dessen Steinmauern durchschnittlich 65 cm dick sind. Der mit einem Tonnengewölbe ausgestattete Keller wurde beim Wiederaufbau in seiner ursprünglichen Form sorgfältig wiederhergestellt, wobei auf alle Details große Mühe aufgewendet wurde. Die mit einem gemauerten Rundbogen überspannte hölzerne Kellertür mit den Maßen von rd. $1,40 \times 1,70$ m ermöglicht giebelseitig den Zutritt zum Keller. Rechts neben der Tür finden wir ein 33×31 cm großes Fenster. An beiden Traufseiten des Kellers sind im Mauerwerk schmale Lichtschlitze frei gelassen, die durch je zwei senkrecht stehende Steine und einen als „Überleger“ verwendeten Stein gebildet werden. Im Inneren des Kellers sind sie durch sehr flache Stichkappen abgesichert. An der Westseite des Kellers sind zwei solche Lichtöffnungen angebracht. Die linke ist 24 cm breit, 42 cm hoch und 87 cm vom oberen Rand der Kellermauer entfernt. Die zweite Öffnung liegt 1,07 m von der rechten Kante der Kellermauer entfernt und bringt etwas Licht auf die schmale steinerne Wendeltreppe, die vom Keller in den Vorraum zwischen Haupthaus und Zubau führt. Diese Lichtluke ist 13×42 cm groß und 42 cm vom oberen Mauerrand entfernt. Die mit 180 Grad Drehung gebaute Wendeltreppe ist mit Steinstufen so in die rückwärtige Außenmauer des Kellers eingefügt, daß eine runde Ausbuchtung von 2,35 m Länge und der stärksten Erhebung von 26 cm nach außen hin sichtbar ist. Zwischen den beiden Lichtöffnungen, die in ihrer Form an Schießscharten erinnern, ist an der westseitigen Kellerwand außen ein etwa 54 cm breiter und 52 cm hoher Stein in der Höhe der zweiten Lichtluke eingemauert. Er trägt die schon erwähnte Jahreszahl 1728, die das Baujahr des Zubaus verkündet. In der ostseitigen Kellermauer gibt es nur einen Lichtschlitz. Er wurde mit den Maßen 21×45 cm in einem Bodenabstand von 1,20 m und einem rechten Seitenabstand zur Mauerkante von 3,31 m in das Mauerwerk gesetzt. In jüngster Zeit diente der Keller nur mehr zur Lagerung des Mostes und der Feldfrüchte, wie Kartoffeln und Rüben. Ehedem aber wurde in diesem Raum auch geschmiedet, worauf noch Reste einer offenen Feuerstätte hinwiesen (Abb. 3 und Z. 1, 10).²¹

Wenden wir uns nun dem Wohngeschoß des Hauses zu. Es ist nahezu vollständig aus vierkantig behauenen Fichtenstämmen in enggefugtem Blockbau gezimmert. Die Wandhölzer sind durchwegs ca. 15 cm stark und 20–25 cm hoch. Lediglich beim traufseitigen Hauseingang und im Bereich der Feuerstätte der Rauchstube ist die Hauswand in der Breite von 7,58 m gemauert (Abb. 4 und Z. 4). Diese offenbar sekundäre Vermauerung wurde aber auch im Inneren des Hauses bei der Wand zwischen Rauchstube und „Labn“ fortgeführt und reicht dort in einer Länge von 5,82 m gleichfalls bis zur Begrenzung der Feuerstätte.²² Die Zimmerung der Hauswände ist auf das gemauerte Kellergeschoß

²¹ Frau Emma Zettel, die letzte Besitzerin des „Großschrotter“, hat mir bestätigt, daß im Keller geschmiedet wurde. Beim Abtragen des Hauses „Pankrazbauer“, Gschnaid 19, wurde im Keller gleichfalls eine Schmiede vorgefunden. Vgl. J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 152.

²² H. Koren, Vorstufen (s. Anm. 9), S. 46.



Abb. 3: Wiederaufbau des Kellergeschosses beim „Wiederkehr“.



Abb. 4: Traufseite mit Hauseingang und sekundärer Vermauerung.

aufgesetzt und zeigt bei den ersten drei Zimmerungskränzen einen überkämmteten Blockbau, dessen Schrot- oder Wettköpfe etwa um eine Balkenstärke über die gezimmerte Hauswand vorstehen. Nach oben hin ist die aufgehende Hauswand ab dem dritten Zimmerungskranz in einer geraden Schwalbenschwanzverzinkung gezimmert, um dann wieder durch vorstehende Balkenköpfe abge-

löst zu werden. In der insbesondere für das weststeirische Haus typischen Art sind beim „Großschrotter“ die fünf obersten Zimmerungskränze so in die Wände eingezimmert, daß in der Überkämmung jeweils der nächste Balken seinen unteren Nachbarn um etwa eine Balkenstärke überragt. So entstehen die zunehmend vorkragenden Wettköpfe, die mit Abfaserungen, Zierschnitten und ehemed auch mit roter Einfärbung der abgefasten Kanten ansprechend gestaltet waren. Wie bei nahezu allen formalen Erscheinungen des Bauernhauses waren auch hier funktionelle Gründe für die Ausbildung der überstehenden Balkenköpfe maßgeblich. So ragen beispielsweise die obersten giebelseitigen Zimmerungsbalken etwa 60 cm über die Hauswand vor. Da die Mauerbank auf diese vorkragenden Balken aufgelegt wurde, überragt sie die Hauswand erheblich, und das erwünschte Vordach wird ohne Verwendung von Aufschieblingen erreicht. Die Ausbildung traufseitiger Vordächer wird bei den Rauchstubenhäusern Unterkärntens gleichfalls dadurch erreicht, daß die obersten Wandkränze der Blockwände, die zugleich den Dachgrund oder die sogenannte „Mauerbank“ abgeben, an der Traufseite oft sehr beträchtliche Vorkra-



Abb. 5: Westseitiger Giebel mit den „Wettköpfen“ und dem Scherbalkendach.

gungen und Balkenüberstände aufweisen (Abb. 5).²³ Wir werden dieser Konstruktion bei der Besprechung des Daches nochmals begegnen. An der Giebelseite des jüngeren Zubaus tragen die obersten vorstehenden Wandhölzer den balkonartigen Gang, der über den oberhalb der Kachelstube liegenden Schüttden erreichbar ist.

Das Wohngeschoß betritt man durch die an der rückwärtigen Traufseite des Hauses gelegene und über zwei Stufen erreichbare 1,18 × 1,88 m große, schön gezimmerte und mit Holzkreuzen versehene Haustüre. Dem Grundriß des Mittelflurhauses entsprechend führt ein durchgehendes Vorhaus von Traufe zu Traufe (Z. 2). Wie in den meisten steirischen und kärntnerischen Hauslandschaften wird das Vorhaus hier „Labn“ genannt. Hingegen nennt man im Tiroler Unterland das Vorhaus des Obergeschosses oder den umlaufenden Holzgang, gebietsweise aber auch den Abort, „Labn“.²⁴

Das Wort „Labn“ kommt von Laube, ahd. *louba* (louppea), mhd. *loube*, und bedeutet „Schuttdach“, „Halle“, „Vorbau“.²⁵ Der sprachliche Bezug zu „Laub“ im Sinne von Laubwerk und damit der Hinweis auf das „Dach aus Laub“ und die Laubhütte wurde gleichfalls vorgebracht.²⁶ Die Funktion des Schutzdaches und des Vorbaues ist im Rauchstubenhaus mit dem Grundriß des Mittelflurhauses zwar noch spürbar, noch deutlicher aber wird dies in den zweizelligen Häusern, die im wesentlichen nur einen Raum mit der offenen Feuerstätte und die davorliegende Laube aufweisen. Ein- und zweizellige Bauten sind uns vor allem als Holzknecht- und Almhütten bis in unsere Tage erhalten geblieben. J. R. Bünker hat Bauten mit solchen Grundrissen auch für das Gebiet um Köflach dargestellt.²⁷ Die Funktion der Halle ist in der „Labn“ des weststeirischen Rauchstubenhauses insbesondere in den größeren Objekten für jedermann leicht erkennbar.

Im Gegensatz zur älteren Hausforschung, die für das ursprüngliche Rauchstubenhaus auf ein einzelliges Haus mit Giebellaube in der Art des Megaronhauses geschlossen hat, entscheidet sich Oskar Moser auf Grund zahlreicher Beispiele aus seiner umfangreichen Feldforschung eher für eine „Trauflaubbildung bzw. zweiseitige Laubenbildung an der Rauchstube“. Damit erscheint ihm „zumindest für einen Zentralraum der Rauchstubenverbreitung nach Geramb²⁸ das Mittelflurhaus oder dreiteilige Wohnspeicherhaus... als ‚Grundtype‘ und Primäranlage des ostalpinen Rauchstubenhauses widerlegt“.²⁹ Bezüglich des „Wiederkehrs“ beim weststeirischen Bauernhaus sei in diesem Zu-

²³ O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 155, 165, 199f.

²⁴ A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 98f. – J. R. Bünker, Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 160f. – Ders.: Köflach (s. Anm. 5), S. 125.

²⁵ F. Kluge, Wörterbuch (s. Anm. 15), S. 426.

²⁶ H. Dittmaier, Die Läufe, Eine sach- und bedeutungskundliche Untersuchung. In: Zeitschr. f. Volkskunde 53, Stuttgart 1956/57, S. 260ff.

²⁷ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 162f. – Ders.: Millstätter See (s. Anm. 17), S. 239ff. – V. Geramb, Kulturgeschichte (s. Anm. 17), S. 56. – Ders.: Vom Werden (s. Anm. 8), S. 71.

²⁸ V. Geramb, Die geographische Verbreitung (s. Anm. 17).

²⁹ O. Moser, Hausaufgaben (s. Anm. 2), S. 204f., 238.

sammenhang vermerkt, daß dieser entwicklungsgeschichtlich offenbar sekundär ist, und in vielen Fällen noch, wie etwa auch beim Großschrotter, als Erweiterungsbau erkennbar ist (Z. 5, 6, 7). Die „Labn“ im „Großschrotter“ ist 7,30 m lang und 4,80 m breit. Ihre Funktionen als Mehrzweckraum sind vielfältig. So bietet sie Zugang zu allen Räumen des Haupthauses und zum „Wiederkehr“, womit sie die ihr im häuslichen Verkehr zugeordnete Aufgabe als „Zubringer-Raum“ vollkommen erfüllt. Auch der Rauchabzug aus der Rauchstube erfolgt über die „Labn“, und beim sekundären Einbau von Öfen wurde auch der Rauch dieser Hinterladeröfen durch die „Labn“ abgeleitet. Schließlich ist dieses großräumige Vorhaus ein wichtiger Abstellraum für häusliches Inventar und Gerät der täglichen Arbeitsverrichtungen, und bei schlechter Witterung diente es auch als Arbeitsraum. Soweit nicht, wie im weststeirischen Haus, zur Sommerszeit im „Eßgangl“ gegessen wurde, war die „Labn“ in der warmen Jahreszeit auch als Eß- und Sitzplatz willkommen. Fußboden und Decke des Vorhauses im „Großschrotter“ sind, wie nahezu alle Böden dieses Objektes, sogenannte „Tippelböden“. Sie bestehen aus gehackten 7 bis 10 cm starken Bohlen, die untereinander mit Dübeln, „Düppeln“ oder „Tippeln“, das sind beidseitig angespitzte Holznägel, verbunden sind. Ortsüblich nennt man diese „getippten“ Holzböden daher „Düppel- oder Tippelböden“.³⁰ Unsere „Labn“ wird durch ein 57 × 78 cm großes, vergittertes Fenster erhellt, das offenbar bei der sekundären Vermauerung der Wand beim Hauseingang in dieser Form geschaffen wurde. Im Vorhaus befindet sich an der linken gemauerten Wand im Abstand von 1,90 m zur traufseitigen Hausmauer die 1,02 m breite Dachbodenstiege. Sie ist seitlich vom Fußboden bis zur Decke mit lotrechten Brettern verschalt. An ihrer Unterseite führt die durch eine Tür verschließbare Stiege in den als Stall benutzten kellerartigen Raum des Haupthauses. Die in die Rauchstube führende Tür ist von der Stiege 1,80 m entfernt und schließt den gemauerten Teil der linken Vorhauswand ab. Eine dem Hauseingang gegenüberliegende Tür erlaubt den Zutritt in den jüngeren Zubau. In der rechten Vorhauswand befinden sich zwei Türen, wovon eine in die Schlafkammer und eine in die Vorratskammer führt. Die Einrichtung der geräumigen „Labn“ ist einfach und zweckmäßig. In der Ecke zur Schlafkammer steht ein großer, gezimmerter Vorratsschrank, der auch als Milchschränk diente und als solcher in einem Inventarverzeichnis genannt wird. Eine große Truhe finden wir zwischen den beiden Kammertüren, ein bemalter Kasten steht beim Stiegenaufgang in den Dachboden. An den Wänden hängen Körbe und Arbeitsgeräte für die tägliche Arbeit.³¹

Wenden wir uns nun der Rauchstube zu. Geramb hat die Rauchstube als „ipsa domus“ bezeichnet und wollte damit insbesondere die Bedeutung dieses Raumes für die Entwicklung des ostalpinen Bauernhauses unterstreichen. Eine

³⁰ „Düppel, Düpel, Tippel“, „Düppelboden = durch Balken hergestellte Zimmerdecke“: Unger-Khull, Wortschatz (s. Anm. 15), S. 180. In der Gegend von Köflach wird der „Tippelboden“ auch „Stuckpod’n“ genannt: J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 125, 135, 138, 140, 144.

³¹ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 125, 134.

Entwicklung, in deren Verlauf uns die Rauchstube als Keimzelle eines Hauses begegnet, das allmählich gewachsen ist. Geramb nimmt „für die ganz frühe Stufe dieser Grundrißentwicklung... überhaupt kein ‚Doppelhaus‘, sondern eben nur eine Rauchstube mit einer giebelseitig vorgelagerten Laube“ an.³²

Für Unterkärnten hat Oskar Moser zahlreiche Beispiele vorgelegt, die das Rauchstubenhaus als ein „Konglomerat... kaum zusammenhängender Raumwürfel“ ausweisen und verschiedene Baustadien klar erkennen lassen. Der Autor zieht allerdings die „giebelseitig vorgelegte Laube“ zumindest für Unterkärnten in Zweifel bzw. widerlegt sie mit zahlreichen Beispielen.³³ Entstehung und Entwicklungsstufen eines Rauchstubenhauses zeigen zugleich Bewegung und Beharrung und machen deutlich, „daß die Rauchstube nicht einfach ein ‚Bautyp‘ oder eine ‚Raumtype‘, sondern eine durchlebte bäuerliche Daseinsform mit starker Prägekraft gewesen ist“.³⁴ Die Eigenständigkeit der Rauchstube wird stark vom offenen Feuer und vom Rauch geprägt. Die Bedeutung des Feuers ist für den urbanen Menschen des 20. Jh. kaum noch erkennbar, da heute andere Energiequellen die Bequemlichkeit unserer Wohnungen gewährleisten. Das Sprichwort „Eigener Herd ist Goldes wert“ erinnert uns indessen noch an die überragende Bedeutung, die der Herd und damit das offene Feuer für die Entwicklung der Menschheit besaßen. Richard Weiss bezeichnete daher Dach und Feuer als die ursprünglichsten und wichtigsten Bedingungen für die Entstehung und Entwicklung der Häuslichkeit in unseren Zonen. Durch das Feuer, sagt Weiss, wird das „Dach über dem Kopf zur Wohnung“.³⁵ Der Rauch aber ist das sichtbare Zeichen des bewohnten Hauses. In der Rauchstube tritt dieser Rauch als Zeichen menschlicher Präsenz besonders deutlich in Erscheinung, und die Bewohner dieser Räume haben durch Jahrhunderte gelernt, mit dem Rauch zu leben. Für den Gebrauch des Feuers wurden zwei Vorrichtungen entwickelt, der Herd und der Ofen. Herd kommt sprachlich aus dem ahd. *hērd* und steht in Zusammenhang mit Erdboden; mhd. *hērd(t)* hat gleichfalls noch die Bedeutung von Boden (Feuerstätte).³⁶ Tatsächlich brannte das Herdfeuer ehemals stets auf dem Erdboden, und erst im Laufe der Zeit wurde es auf einen tischartigen, meist steinernen Aufbau gehoben. Stets aber verstand man unter „Herd“ das offene Feuer, das auf einer offenen Fläche, die meist mehrseitig zugänglich war, unterhalten wurde. Offenes oder Herdfeuer diente zum Kochen, Wärmen und Leuchten.³⁷

³² V. Geramb, Kulturgeschichte (s. Anm. 17), S. 8.

³³ O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 178, 182ff., 188, 193, 197.

³⁴ O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 183.

³⁵ R. Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz, Erlenbach-Zürich 1959, S. 101.

³⁶ F. Kluge, Wörterbuch (s. Anm. 15), S. 304.

³⁷ Über die Entwicklung der Feuerstätten Herd und Ofen vgl.: R. Weiss, Häuser und Landschaften (s. Anm. 35), S. 101ff. – B. Schier, Hauslandschaften (s. Anm. 17), S. 163ff. – V. Geramb, Die Feuerstätten des volkstümlichen Hauses in Österreich-Ungarn. In: Wörter und Sachen III, Heidelberg 1912, S. 1ff. – K. Bedal, Ofen und Herd im Bauernhaus Nordostbayerns, München 1972. Beiträge zur Volkstumsforschung. Herausgegeben vom Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. XX.

Von einem Ofen sprechen wir hingegen, wenn es sich um ein mit feuerfestem Material ummanteltes Feuer handelt. Ein Feuer also, das sich in einem geschlossenen Feuerraum befindet. Das Wort „Ofen“ hat im ahd. *ovan*, mhd. *oven*, die Grundbedeutung „Topf“, worin die altartigen Formen des Ofens noch erkennbar sind.³⁸ Das Ofenfeuer diente zum Wärmen, Backen, Dörren, aber auch zum Kochen und zur Bereitung des Dampf- oder Schwitzbades.³⁹ In der Altform des Ofens wurden Vorder- und Hinterladeröfen verwendet. In beiden Fällen gelangte der Rauch vom Ofenfeuer zurück ins Haus. Erst der Anschluß des Ofens in einen gemauerten Kamin führte zur rauchlosen Wärme. Vorerst galt es aber für die Vorrichtungen zu sorgen, die den Rauch ohne direkten Kaminanschluß außer Haus brachten. Im Rauchstubenhaus wurde dieses Problem durch Jahrhunderte beispielhaft gelöst. Die große Doppelfeuerstätte der Rauchstube war ehemals in der Regel auf gewachsenem Grund aufgesetzt. Dies nicht zuletzt deshalb, weil das Steinmauerwerk von Herd und Ofen ein beachtliches Gewicht erbrachte und man mit dem Bau auf „grünem Wasen“ allen statischen Problemen ausweichen konnte.⁴⁰ Der Platz unmittelbar um die Feuerstätte war gleichfalls meist gewachsener Boden, gestampfte Erde oder Stein. Erst sekundär wurden, wie etwa auch im Großschrotter, der Holzboden oder anderwärts Steinplatten bis zu Herd und Ofen verlegt. Oskar Moser hat diesen Sachverhalt in zahlreichen Unterkärntner Rauchstubenhäusern aufgezeigt und in diesem Zusammenhang auf die Bezeichnung „Fletz“ mit nachstehender Schlußfolgerung hingewiesen: „Die Rauchstube kennzeichnet somit das ostalpine Bauernhaus als ein ‚Fletzhaus‘ und bildet so jene Grundlage aus dem Mittelalter, vielleicht sogar aus der Landnahmezeit, durch die es offensichtlich und praktisch mit den Frühstufen des mitteldeutschen ‚Ernhauses‘ und des niederdeutschen ‚Fletzhauses‘ auf gleicher Ebene steht.“⁴¹

Herd und Ofen sind im europäischen Kulturraum zu unterschiedlicher Entwicklung gelangt. Während im Westen und Süden Europas der Kamin zur vollen Entfaltung gebracht wurde, ist der Ofen oder die „peč“⁴² das Herzstück des slawischen Hauses und diente auch hier mit den oben angeführten vielseitigen

³⁸ F. Kluge, Wörterbuch (s. Anm. 15), S. 520.

³⁹ V. Geramb, Kulturgeschichte (s. Anm. 17), S. 11, 29ff. – Ders.: Vom Werden (s. Anm. 8), S. 72f. – A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 112. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 77. – Ders.: Hausangaben (s. Anm. 2), S. 186.

⁴⁰ Ich konnte bei allen von mir in das Österreichische Freilichtmuseum übertragenen Rauchstubenhäusern die Lagerung der Doppelfeuerstätte auf gewachsenem Grund feststellen. Aus bautechnischen Gründen mußten beim Wiederaufbau für die Feuerstätten Fundamente errichtet werden, da Bodenbeschaffenheit und Geländelage das unmittelbare Aufsetzen „auf grünem Wasen“ nicht gestatteten.

⁴¹ O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 172. Der Autor zitiert K. Rhamm, Beiträge II/1 (s. Anm. 17), S. 319, der die Bedeutung von „Fletz“ für Kärnten, Steiermark, den salzburgischen Lungau und Tirol nachweist. Dazu auch Unger-Khull, Wortschatz (s. Anm. 15), S. 239: „Fletz = auf der Erden oder, wie man es zu Grätz nennet, auf dem Flötz“ stehen. Sehr bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die von Moser auf Seite 172 in Anmerkung 44 getroffene Zusammenstellung von slowenisch pečka mit „Felsen, Stein“. Vgl. dazu auch Moser, S. 178, 189, 195, 203, 206.

⁴² V. Geramb, Kulturgeschichte (s. Anm. 17), S. 23ff.

gen Funktionen. In Mitteleuropa und in weiten Teilen Nordeuropas haben sich indessen Herd *und* Ofen entwickelt, so daß wir den Herd als Kochstelle, den Ofen in der Stube als Wärme- oder Backofen, im Freien aber als Back-, Dörr- oder Badeofen kennen. In einem von Norden nach Süden verlaufenden Gebiet, das Ost- und Südschweden, Westfinland, die Ostseestaaten, Polen, die Slowakei, Ungarn und die Ostalpenländer einnimmt, finden sich Kombinationen mehrerer Feuerstätten in einem einzigen Raum, wie uns dies in der Rauchstube eindrucksvoll gegenübertritt.⁴³

Dementsprechend kam es in diesen Gebieten zu Mischformen der Herd- und Ofenkultur. Die Eigenart dieser Doppelfeuerstätten erschöpfte sich aber nicht nur in der Feuerungstechnik, sondern fand ihren Niederschlag insbesondere auch in der kochtechnischen Unterschiedlichkeit der Nahrungszubereitung.⁴⁴

Durch eine etwa in der Mitte horizontal zweigeteilte Tür mit den Maßen 89 × 194 cm betreten wir nun die „Raachstubn“ des „Großschrotter“, die bis zum Jahre 1929 noch in Betrieb war. Der untere Teil der Rauchstubentür kann unabhängig von der oberen Türhälfte geschlossen werden. Diese Art der geteilten Tür, die wir nahezu bei allen Rauchstuben, aber auch bei Raachküchen finden, entstand aus reichlicher Erfahrung und bietet verschiedene Vorteile. So schützt sie mit ihrem unteren geschlossenen Türflügel, insbesondere in der kalten Jahreszeit, die am Herdfeuer stehende Bäuerin vor unerwünschter Zugluft, ermöglicht aber durch die geöffnete obere Türhälfte dem Rauch der Feuerstätten einen rascheren und besseren Abzug. Überdies verwehrt die Tür in dieser Stellung unerwünschten Haustieren den Zutritt in die Rauchstube. Aus dem Märchen „Der Wolf und die sieben Geißlein“ ist uns diese Form der geteilten Stubentür noch in Erinnerung. Die Rauchstube des Großschrotter ist für weite Teile der Weststeiermark beispielhaft. Der Unterschied zur oststeirischen Rauchstube ist geringfügig.⁴⁵ In der Rauchstube, als dem universalen Hauptraum des Rauchstubenhauses, waren nahezu alle Funktionen des menschlichen Hausens, vom Kochen, Backen, Essen, Wohnen, Schlafen, Baden bis hin zu den häuslichen und gemeinschaftlichen Arbeiten, zusammengefaßt.⁴⁶ Hier steht die Wiege für den Jüngsten der Familie. Hier steht aber auch das Bett für den gebrechlichen alten Menschen, und auch der tote Hausgenosse fand hier seine letzte Rast, ehe er das Haus verließ. So hatte das menschliche Dasein von der Geburt bis zum Tode in der Rauchstube seine wohlbehütete Heimstatt. Durch viele Jahrhunderte wohnten nahezu alle Bauern in den ostalpinen Gebieten Österreichs und darüber hinaus in Rauchstuben, was die kulturgeschichtliche

⁴³ B. Schier, Hauslandschaften (s. Anm. 17), S. 216.

⁴⁴ A. Gamerith, Feuerstättenbedingte Kochtechniken und Speisen. In: Ethnologia Scandinavica 1971, S. 78 ff. Dies.: Speise und Trank in südoststeirischem Bauernlande. Diss., Graz, Maschinschrift, Graz 1961. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 165 f.

⁴⁵ J. R. Bünker, Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 187 ff. – V. H. Pöttlner, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 57 ff.

⁴⁶ V. Geramb, Vom Werden (s. Anm. 8), S. 72. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 76 f.

Bedeutung dieser Wohnform unterstreicht. Um so erfreulicher ist die Tatsache, daß im Österreichischen Freilichtmuseum nunmehr fünf Rauchstubenhäuser aus unterschiedlichen Hauslandschaften und dementsprechend mit unterschiedlichen Rauchstubentypen für Wissenschaft und Forschung gesichert werden konnten. Allein in der Steiermark habe ich auf der Suche nach geeigneten Museumsobjekten in den Jahren 1962 bis 1965 noch 23 Rauchstuben, teilweise in voller Verwendung, kennengelernt. Heute ist in freier Landschaft kaum noch ein in Funktion stehendes Rauchstubenhaus zu finden.

Die besondere Atmosphäre der Rauchstube wird vor allem durch die Präsenz des Rauches, durch die rußgeschwärzte Decke, die schwarzen Holzwände, die kleinen, in ihrer Lage gestaffelten Fenster, die mächtige Doppelfeuerstätte und viele andere Details bestimmt.

Die Rauchstube des „Großschrotter“ ist 7,39 m lang, 7,31 m breit und 2,77 m hoch. Mit ihrem Ausmaß von über 54 m² ist sie ein leistungsfähiger Großwohnraum, in dem die bäuerliche Großfamilie vergangener Jahrhunderte zu täglichen wie zu festlichen Anlässen versammelt werden konnte. Die besondere Höhe der Rauchstube, die mitunter die Höhe der übrigen Räume des Hauses übertrifft, ist dadurch erklärbar, daß der Rauch der Doppelfeuerstätte, ehe er aus der Rauchstube abzieht, etwa im oberen Viertel des Raumes Platz finden muß, um eine zu starke Rauchbelästigung zu verhindern. Fußboden und Decke der Rauchstube sind wiederum gedübelte Bohlendecken, also „Tippelböden“. Ursprünglich bestand der Platz um die Feuerstätte aus gestampfter Erde und wurde erst in jüngerer Zeit in den hölzernen Fußboden einbezogen. In der Rauchstube des ins Österreichische Freilichtmuseum übertragenen Einhofes aus Einach a. d. Mur ist indessen der Platz vor dem offenen Herd noch mit Steinplatten ausgelegt, wofür insbesondere auch Gründe des Feuerschutzes sprechen.⁴⁷

Ein Trambaum mit den Maßen 30 × 27 cm durchquert die Rauchstube von Traufe zu Traufe. An der Giebelseite sind die fünf Fenster noch in der für die Rauchstube typischen Weise in zwei Reihen gestaffelt, wengleich einige Fenster, und zwar die der unteren Reihe, in jüngerer Zeit vergrößert wurden (Z. 6).⁴⁸ Die Maße der zu Rahmenstockfenstern vergrößerten Öffnungen betragen 39 × 40 cm; der Abstand zum Fußboden beträgt 1,04 m. Zu beiden Seiten des unteren Mittelfensters blieben in der oberen Reihe die ursprünglichen Fenster in der Größe von ca. 20 × 20 cm in einem Deckenabstand von 67 cm erhalten. Während die erneuerten Fenster mit je einem verglasten Fensterflügel versehen sind, werden die kleinen, üblicherweise „Rauchfenster“ genannten Öffnungen mit einem Schuber, der in jüngerer Zeit auch verglast wurde, verschlossen. Diese hochgestellten Fenster verdanken ihre Entstehung wahrscheinlich aber nicht nur der Absicht, den Rauch möglichst rasch loszuwerden, als viel-

⁴⁷ Vgl. Anm. 41.

⁴⁸ „Fünffensterbauern.“ Vgl. A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 54.

mehr konstruktiven und funktionellen Zusammenhängen.⁴⁹ Handwerklich wurden die kleinen Fenster im Blockbau dadurch erreicht, daß man jeweils nur die Hälfte von zwei übereinanderliegenden Wandhölzern aushackte, um so die durchgehende Zimmerung in ihrer statischen Funktion voll zu erhalten. Da man überdies möglichst viele Lichtquellen schaffen wollte, fünf Fenster in einer Reihe die Holzwand aber zu arg geschwächt hätten, wurden die kleinen Blockbaufenster in der Höhe gestaffelt. Dabei kamen in der Regel drei Fenster in der unteren, eines oder zwei in der oberen Reihe zu liegen. Zugleich war dadurch auch der Vorteil eines zweifachen Lichthorizontes und damit eine bessere Belichtung der Rauchstube erreicht worden. Da es im alten Bauernhaus entlegener Landstriche bis herauf ins 19. Jh. noch wenig Glas gab, brachte auch der Verschluss größerer Fensteröffnungen Schwierigkeiten mit sich. Um in der glaslosen Zeit einen einigermaßen lichtdurchlässigen Fensterverschluss zu erreichen, mußte man sich mit Tierhäuten und Schweinsblasen behelfen. Aber auch andere Hinweise sprechen gegen die ausschließliche Einordnung der kleinen, hochgestellten Fenster als „Rauchfenster“. So findet man auch in Räumen, in denen es nie eine offene Feuerstätte und daher auch nie einen Rauch gegeben hat, gleichfalls kleine, hochgestellte Fenster. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf den in das Österreichische Freilichtmuseum übertragenen Hanslerhof aus Alpbach in Tirol. In seiner ebenerdig gelegenen Schlafkammer, in der es nie eine offene Feuerstelle oder einen Ofen gegeben hat, sind drei kleine, von unten nach oben gestaffelt angebrachte Fenster eingebaut.⁵⁰ In den Kachelstuben weiter Teile der Steiermark und darüber hinaus sind einzelne hochgestellte Fenster feststellbar, obgleich es auch hier nie rauchende Feuerstellen gegeben hat. Andererseits verfügt etwa die Rauchstube des „Sallegger Moar“ im Österreichischen Freilichtmuseum, die ansonsten alle Merkmale einer oststeirischen Rauchstube aufweist, über keine hochgestellten Fenster. Trotzdem leidet man hier nicht unter stärkerer Rauchbelästigung als in anderen Rauchstuben.⁵¹ Aber auch aus Unterkärnten wurden Rauchstubenhäuser publiziert, die keine hochgestellten Fenster aufweisen bzw. wo deren Existenz fraglich oder unbekannt ist.⁵² Auch in unserem „Großschrotter“ werden uns hochgestellte bzw. gestaffelte Fenster in der Kachelstube und in der Schlafkammer begegnen. Die Funktion des hochgestellten Fensters als „Rauchfenster“ ist daher nur eine von mehreren und wurde in der hauskundlichen Literatur bislang überbewertet. Vielleicht ist hier ein praktischer Hinweis angezeigt. Heizt man eine Rauchstube etwa am Morgen neu und voll auf, so wird die Bewegung des von den Feuerstätten gebildeten Rauches und somit der Rauchabzug durch die von der „Labn“ einfließende Kaltluft ausgelöst. Durch die Hitze des Herd- oder Ofenfeuers wird diese Kaltluft erwärmt, steigt wie jede warme Luft nach oben und nimmt dabei den Rauch mit zur Decke. Dort bildet sich nun der

⁴⁹ V. Geramb, Vom Werden (s. Anm. 8), S. 66, 69/Abb. 3 u. 4. – V. H. Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum, 2. Aufl., 1972, S. 80, 83.

⁵⁰ Vgl. V. H. Pöttler, Österreichisches Freilichtmuseum (s. Anm. 49), S. 123.

⁵¹ Vgl. V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 64f.

⁵² O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 211.

graublau „Rauchhimmel“, der alsbald etwa das obere Viertel der Rauchstube einnimmt. Durch die über der Rauchstubentür liegende, mit einem Holzschuber verschließbare Rauchluke und die meist offengehaltene obere Türhälfte entweicht der Rauch allmählich in den trichterförmigen Rauchhut und gelangt durch den hölzernen Rauchschtot über Dach ins Freie. Der große Querschnitt des Rauchschtotes gewährleistet in der Regel ein einwandfreies „Ziehen“. Bei schlechter Witterung, insbesondere im Sommer aber, wenn die Sonne auf dem Rauchschtot „liegt“, kann es durch Stickluft zu Schwierigkeiten kommen. (Das haben auch unsere Mütter mit ihren alten Sparherden mitunter erlebt. „Zog“ der Kamin nicht, so wurde rasch mit einem Papierfeuer nachgeholfen, um die aufgestaute Luft auszuheizen.) Offenbar spielen also die hochgestellten Fenster beim Rauchabzug in der Rauchstube nicht die Rolle, die man ihnen lange zugedacht hatte.⁵³ Öffnet man nämlich beim Heizen diese kleinen Fenster, so fällt, insbesondere in der kalten Jahreszeit, kalte Luft von oben in die Stube und drückt den Rauch zu Boden. Die „thermozirkulare“ Luftströmung wird empfindlich gestört, und der Rauch beginnt zu „walken“. In der Rauchstube wird es ungemütlich. Wird indessen in der Stube nicht mehr geheizt und ist es hinlänglich warm, so kann durch die hochgestellten Fenster der Rauch rasch ins Freie entlassen werden, und soweit erwünscht gelangt Frischluft in den Raum.

Ich habe bei meinen zahlreichen Besuchen in noch verwendeten Rauchstuben nie ein geöffnetes „Rauchfenster“ vorgefunden. Über eine völlig andere Funktion der hochgestellten Fenster wird aus einem Oberkärntner Bauernhaus berichtet: „Das oberste Fensterchen wurde in alten Zeiten immer und auch jetzt noch in Gebirgsgegenden geöffnet, wenn jemand im Hause starb, um der scheidenden Seele als Durchgang zu dienen. Unter diesem Fensterchen wurden auch die Verstorbenen mit dem Kopf gegen die Wand aufgebahrt.“⁵⁴

Beim „Großschrotter“ gibt es in der rechts vom Rauchstubeneingang gelegenen Wand nur drei Fenster, die in einer Reihe 1,16 m hoch über dem Fußbodenniveau liegen und Maße von 39 × 40 cm aufweisen (Z: 7). Die linke Stubenwand hat nur ein Fenster in derselben Größe und im selben Bodenabstand.

⁵³ V. Geramb, Kulturgeschichte (s. Anm. 17), S. 5. – J. R. Bünker, Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 169f. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 86, und Hausangaben (s. Anm. 2), S. 211. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 257/Anm. 5, 319/Anm. 146. In diesem Zusammenhang sind zwei Hinweise J. R. Bünkers bemerkenswert. Der Autor schildert den Rauchabzug in einer Millstätter Rauchstube und schreibt, daß „die Fenster, wenn der Rauch auch noch so arg ist, nie geöffnet werden, weil der Kärntner Bauer vor Zugluft genau so wie vor kaltem Wasser einen heillosen Respekt hat...“ – J. R. Bünker, Millstätter See (s. Anm. 17), S. 36. In der Beschreibung einer Rauchstube aus der Gegend von Vorau berichtet Bünker: „Es ist mir nie vorgekommen, daß in einem der vielen Häuser, welche ich besuchte, eines der oberen Fenster geöffnet worden wäre, auch wenn die Luft in der Stube ganz mit Rauch geschwängert war. Man scheint nachgerade ganz vergessen zu haben, zu welchem Zweck die höherliegenden Fenster in den Rauchstuben angebracht worden sind...“ Der Autor schreibt, daß sein Versuch, die hochgestellten Schiebefenster zu öffnen, mißlang, da sie durch den Ruß völlig verlegt waren. – J. R. Bünker, Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 174.

⁵⁴ G. Graber, Volksleben in Kärnten, Graz 1934, S. 98.

Durch diese sekundär vergrößerten Fenster und durch die Lage nach Südwesten ist unsere Rauchstube verhältnismäßig gut belichtet.

Aus der mannigfachen Einrichtung sind die vielen Funktionen dieses Mehrzweckraumes ablesbar. Überraszendes und unübersehbares Merkmal der Rauchstube ist die Doppelfeuerstätte. Sie steht beim „Großschrotter“ links vom Stubeneingang an der Trennwand zur „Labn“ (Z. 8). In ihr sind auf einer Grundfläche von rund 14,5 m² der offene Herd und der dahinterliegende Ofen vereinigt. Damit nimmt die Feuerstätte über ein Viertel der gesamten Rauchstubenfläche ein. Der aus Steinen aufgemauerte und mit Steinplatten ausgelegte offene Herd hat eine Stellfläche von 2,30 × 1,52 m und ist 70 cm hoch. Die Seitenwände des Herdes sind nach außen hin abgesetzt und nach innen leicht abgeseigt, so daß man beim Kochen bequemer am Herdfeuer stehen kann. Am offenen Herd wurden die täglichen Mahlzeiten zubereitet. Das eiserne und irdene Kochgeschirr stellte man entweder mittels eines Dreifußes⁵⁵ über das Feuer, oder man rückte es seitlich an das Feuer heran. Der Feuerbock, der Feuerhund oder das Feuerroß⁵⁶ diente hingegen zur Auflage des Holzes, der Brandscheiter, um die Luftzufuhr zu erleichtern und das Feuer besser anfachen zu können. Eine Kesselreidn⁵⁷ mit einem Überhängkessel, der über die Herdflamme eingeschwenkt werden kann, ist an der rechten rückwärtigen Ecke des Herdes angebracht. Diese galgenartige Vorrichtung besteht aus einer senkrechten, an Decke und Boden eingezapften und daher drehbaren Holzsäule, in der im rechten Winkel ein Holzarm eingelassen ist. Dieser waagrechte Tragbalken wird zur senkrechten Säule hin durch eine Strebe abgestützt. Im „Großschrotter“ wurde für Tragbalken und Strebe ein gewachsener Astzwiesel verwendet. Hinter dem offenen Herd liegt der große Ofen, dessen Beschickung über die Herdstelle erfolgt. Demnach ist der Ofen als Vorladerofen anzusprechen. Durch zwei gemauerte Schläuche wird der Rauch des Ofenfeuers wieder nach vorne unter den Funkenhut der Doppelfeuerstätte entlassen. Um die Arbeit am Ofen zu erleichtern, wurde zwischen dem Herd und der Trennwand zum Vorhaus ein 62 cm breiter Zugang freigehalten. Vielfältig wie die Funktionen der Rauchstube sind auch die des Rauchstubenofens. Er ist, wie oben schon ausge-

⁵⁵ R. Meringer, Studien zur germanischen Volkskunde. Das Bauernhaus und dessen Einrichtungen. In: Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien 21, 1891, S. 105, 118, 122, 134. – Ders.: Studien, MAG. 23, S. 147, 151, 163. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 200ff. – B. Schier, Hauslandschaften (s. Anm. 17), S. 184, 208, 209. – J. R. Bünker, Millstätter See (s. Anm. 17), S. 96.

⁵⁶ R. Meringer, Studien, MAG. 21 (s. Anm. 55), S. 105ff., S. 123, 134ff., S. 144, 146. – Ders.: Studien, MAG. 23 (s. Anm. 55), S. 151, 177. – Ders.: Studien, MAG. 25 (s. Anm. 55), S. 57. – J. R. Bünker, Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). In: Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien 25, 1895, S. 126ff. – Ders.: Köflach (s. Anm. 5), S. 127. – Ders.: Millstätter See (s. Anm. 17), S. 96. – A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 46f. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 160, 202ff., 291f.

⁵⁷ R. Meringer, Studien, MAG. 21 (s. Anm. 55), S. 133. – J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 126. – Ders.: Millstätter See (s. Anm. 17), S. 40, 45, 51. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 312. – A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 88. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 66.

führt, Backofen, Kochofen, Dörrofen, Wärmeofen und diente in früherer Zeit auch als Schlafplatz und bei der Zubereitung des Schwitzbades als Badeofen.⁵⁸ Als Backofen konnte er zwölf große Brotlaibe in der Ofenwölbung auf einmal aufnehmen. Die Ofenkrücke, mit der man die Glutreste und die Asche aus dem Ofen entfernte, und die Ofenschüssel oder Ofenschaufel, die zum „Einschießen“ der Brotlaibe diente, weisen noch auf das Brotbacken hin. Die Ofenkrücke wird aus einer langen, runden Stange gemacht, an deren vorderem Ende ein 30 × 40 cm langes Brett mittseitig überquer angebracht ist. Bei der Ofenschüssel oder Ofenschaufel hingegen läuft die Stange an ihrem vorderen Ende in ein rundes Brett aus, das etwa der Größe eines Brotlaibes entspricht.⁵⁹ In diesem Ofen wurden aber auch gewisse Speisen gekocht.⁶⁰ Daran erinnern noch die Ofengabel und der Ofenwagen, mit deren Hilfe man die Kochtöpfe in den Ofen stellte. Die Ofengabel besteht aus einer langen, runden Stange, die am Ende entweder in eine gewachsene Astgabel ausläuft oder mit einer eisernen Gabel ausgestattet ist. Beim Ofenwagen sind unmittelbar hinter der Gabel noch zwei Holzscheiben als Räder angebracht, die das Einfahren des Topfes in den Kochofen ermöglichten.⁶¹ Das Ofenloch oder der „Ofenmund“ wurde üblicherweise mit einem Eisenblech verschlossen, das die Form der Heizöffnung hatte und vorne durch einen Eisenfuß abgestützt war.⁶² Konrad Bedal hat über das Kochen im Ofen sehr wesentliche neue Zusammenhänge aufgezeigt, die über die bisherige Beurteilung des Kochofens innerhalb der Rauchstubenforschung erheblich hinausführen.⁶³

Eine Besonderheit der Landschaft um den „Großschrotter“ und weitere Teile der Weststeiermark bestand darin, daß in der Zeit nach der Ernte der frische und daher noch feuchte Mais nach dem Brotbacken durch die verbliebene Ofenwärme nachgetrocknet und leicht gedörnt wurde. Dazu gab man den „Türkenwoaz“, wie der Mais ortsüblich genannt wird, noch mit den Kolben in den warmen Ofen und ließ ihn über Nacht darinnen. Am nächsten Tag konnte der Mais leicht abgeriebelt und gemahlen werden. Aus diesem so gedörnten „Türkenwoaz“ wurden die sogenannte „Prinzerlsuppe“ und der „Prinzerlsterz“ zubereitet.⁶⁴ Für die „Prinzerlsuppe“ wurde der gemahlene Mais in Wasser dünn eingekocht, gesalzen, mit saurer Milch versetzt und auf den Tisch gebracht. Vor dem Genuß konnte der Suppe noch süße Milch zugegeben wer-

⁵⁸ Siehe Anm. 39.

⁵⁹ K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 157ff. – J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127.

⁶⁰ A. Gamerith, Kochtechniken (s. Anm. 44).

⁶¹ J. R. Bünker, Heanzerei (s. Anm. 56), S. 27, 89ff., 122. – Ders.: Köflach (s. Anm. 5), S. 127. – Ders.: Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 171. – A. Gamerith, Kochtechniken (s. Anm. 44), S. 84. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 158ff., 167ff., 177ff., 289ff., 302ff. – B. Schier, Hauslandschaften (s. Anm. 17), S. 208ff. – A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 106. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 64.

⁶² J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127.

⁶³ K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 97ff., 302ff., 317ff.

⁶⁴ Unger-Khull, Wortschatz (s. Anm. 15), S. 177: Primsche, Prinze = Rinde von Brot oder Backwerk; brimseln (brimbseln), brimsnen = nach Brand riechen.

den. Für den „Prinzerlsterz“ verkochte man den gedörrten Mais in gesalzenem Wasser zu Sterz. Der Geschmack dieser Speise erinnerte leicht an Geräucher-tes, weshalb der „Prinzerlsterz“ dem gewöhnlichen Sterz vorgezogen wurde.⁶⁵

Der Ofen der Rauchstube diente natürlich auch als Wärmespender und dementsprechend in früherer Zeit auch als Schlofen.⁶⁶ Vor der Errichtung der Kachelstube war dieser Ofen die einzige Wärmequelle, und schon aus diesem Grunde spielte sich zumindest in der kalten Jahreszeit das gesamte bäuerliche Familienleben in der Rauchstube ab. Deshalb suchte man im Winter auch zum Schlafen hier Zuflucht.⁶⁷ Die Funktion des Rauchstubenofens als Badeofen ist vielfach unter den bäuerlichen Menschen schon in Vergessenheit geraten.⁶⁸ An der zum Vorhaus gekehrten Stubenwand und an der dem offenen Herd zugekehrten Ofenwandung sind insgesamt vier unterschiedlich große Nischen angebracht. In der Gegend von Köflach nannte man diese Wandausnehmungen „Luag“.⁶⁹ Im „Großschrotter“ wurden sie laut Mitteilung der letzten Besitzerin „Lüagl“ genannt. Je nach Größe und Lage dienten diese Nischen zur Aufnahme von Geschirr, Mehl, Salz oder einer Leuchte. Dementsprechend nannte man sie „Gschirrluag“, „Mehlluag“, „Salzluag“ oder „Lichtluag“.⁷⁰ An der zur Stube gelegenen Längsseite weist der Ofen eine Abstufung auf, die man „Ofengreadn“⁷¹ nannte und die zum Abstellen der Salzstöcke und verschiedener Küchengeräte diente. In einer Höhe von 54 cm lehnt sich an dieser Seite eine Bank an die Ofenmauer, die sich insbesondere zur Mittagszeit als Ruheplatz großer Beliebtheit erfreute, in der kalten Jahreszeit aber auch als nächtliche Schlafstelle genutzt wurde. Unter dieser Bank ist die Hühnersteige angebracht, die den Hühnern als Nachtquartier diente und in der sie auch ihre Eier legten.⁷² Ein „Saukessel“ fehlt in der Rauchstube des „Großschrotter“. Da die Herdstelle groß genug war, konnte die Zubereitung des

⁶⁵ Die Mitteilungen über „Prinzerlsuppe“ und „Prinzerlsterz“ verdanke ich Frau Emma Zettel und Frau Stephanie Primas, Södingberg. – Zu Sterz vergl.: A. Gamerith, Arten und Wandel der Getreidebreie am Beispiel des Landes Steiermark mit weiteren Bezügen. In: Ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki 1975, S. 107ff.

⁶⁶ V. Geramb, Vom Werden (s. Anm. 8), S. 72. – A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 112. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 77.

⁶⁷ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 134. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 79.

⁶⁸ Siehe Anm. 39.

⁶⁹ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 126f. – V. Geramb, Vom Werden (s. Anm. 8), S. 72/Anm. 9.

⁷⁰ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 126f. Bünker berichtet auch von einer „Luag“ in der Backofenwandung, in der die Hühner brüten und in der die Katze zu gewisser Zeit ihr Nest hat. Desgleichen wird eine „Luag“ erwähnt, in der die Eierschalen zum Trocknen aufbewahrt werden. – J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 138, 145.

⁷¹ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127, 135, 138, 140. Der Ausdruck „Ofengreadn“ wurde mir von Frau Emma Zettel auch für den „Großschrotter“ bestätigt.

⁷² J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127, 135ff., 138. – Ders.: Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 174, 182, 185. – V. Geramb, Vom Werden (s. Anm. 8), S. 72/Anm. 9. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 79. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 68.

Schweinefutters leicht am offenen Herd erfolgen.⁷³ Dieser offene Herd wird in seinem vollen Ausmaß, der Zugang zum Ofen mit eingeschlossen, von einem baldachinartigen Feuer- oder Funkenhut überdacht. Ein aus starken Bohlen bestehender Holzrahmen, der in der Stubenwand und am Ofen aufliegt, ist an seiner Eckverbindung mit einem Rundeisen an der Stubendecke aufgehängt. Nach oben hin ist dieser Rahmen mit strohumflochtenen Stangen abgeschlossen. Am Holzrahmen wurden Weidenruten schräg aufgenagelt, und der gesamte Feuerhut wurde mit Lehm verputzt, um ihn feuerfest zu machen.⁷⁴ Funken und Rauch des Herd- und Ofenfeuers werden von diesem Feuerhut aufgenommen. Dabei sterben die Funken ab und bilden den bekannten Rußbesatz. Nur der Rauch quillt unter den Rändern des Funkenhutes in die Stube und zieht, wie oben bereits beschrieben, in Richtung Stubentür und Rauchluke allmählich ab. Der in der „Labn“ über der Rauchstubentür angebrachte trichterförmige, aus waagrechten Brettern gezimmerte Rauchhut geht nach oben in den aus lotrechten Brettern bestehenden Rauchscht über, der den Rauch über das Dach ins Freie bringt. Der Querschnitt dieses Rauchfanges verjüngt sich nach oben hin leicht, und ein kleines Satteldach verhindert das Eindringen des Regenwassers. Diese Art des Rauchabzuges trennt schon im Feuer- oder Funkenhut der Feuerstätte die Funken vom Rauch, bringt den Rauch durch das langsame Abziehen an der Stubendecke zum Abkühlen und vermindert so weitgehend die Feuergefahr. Der direkte Rauchabzug durch einen über der Feuerstätte liegenden Kamin hätte bei der Strohdeckung höchste Feuergefahr zur Folge. Bünker berichtet aus der Gegend von Vorau über eine Rauchstube mit einem Rauchabzug, der in Form eines kurzen hölzernen Rauchschlotes direkt von der Rauchstube an der Giebelwand des Hauses ins Freie geführt wurde, nennt dies aber eine Ausnahme. In einem anderen Haus wurde ein zweiter hölzerner Rauchschtot direkt aus der Rauchstube über das Dach geleitet.⁷⁵

In der Decke der Rauchstube befindet sich nahe der giebelseitigen Stubenwand eine 55 × 53 cm große Luke, deren Deckel nach oben in den „Rauchstubenboden“ aufklappbar ist und durch die der Rauch entweichen konnte, um den auf den Stangengerüsten im Dachraum aufgehängten Mais nachzutrocknen. Zur besonderen Ausstattung der Rauchstube zählen noch die „As'n“. Im „Großschrotter“ sind es zwei etwa 12 cm dicke, runde Holzstangen, die in einem Abstand von 53 cm parallel zueinander und parallel zum Trambaum nahe der Feuerstätte von der Decke hängen und in 2 m Höhe in die beiden traufseitigen Stubenwände eingezapft sind. Diese schweren „Holzas'n“ nehmen die Holzscheite für das Herdfeuer auf und tragen hier auch die Späne, die zum Anheizen des Feuers, aber auch zur Beleuchtung der Stube benötigt wurden. Neben den schweren „Holzas'n“ gab es vielfach auch eine kleinere sogenannte „Spanas'n“, die zur Lagerung der Späne, mitunter aber auch zum Selchen des

⁷³ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 124, 127, 135.

⁷⁴ V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 66. – J. R. Bünker, Millstätter See (s. Anm. 17), S. 51.

⁷⁵ J. R. Bünker, Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 175.

Fleisches diene.⁷⁶ Ansonsten hing zur Selchzeit das Fleisch an runden Stangen, die man im Bereich zwischen offener Feuerstätte und Stubenwand nahe an der Decke befestigte. Die Beleuchtung der Rauchstube erfolgte vor der Einführung des Kerzen- oder Petroleumlichtes ausschließlich durch Spanleuchten, soweit man sich zu gewissen Stunden nicht mit dem Licht des offenen Herdfeuers begnügte. Zur Herstellung der Leucht- oder Kienspäne wurden eigene Spanhobel oder Kienhobel verwendet.⁷⁷ Als Spanholz eignet sich am besten harziges, „fettiges“ Holz aus dem Bereich des Erdstammes. Die Weißföhre, *Pinus silvester*, gibt ein besonders gutes Kienholz. Der brennende Kienspan wird in den Spanhalter gesteckt. Das war eine eiserne Klemme, die man entweder direkt mit ihren Spitzen in die Holzwand steckte oder auf einem hölzernen, meist in der Höhe regulierbaren Gestell befestigte. Auch in der „Lichtluag“ beim offenen Herd wurde ein Spanlicht unterhalten.⁷⁸ War man bei Dunkelheit im Hause unterwegs, etwa am Weg in eine Kammer, und hatte dabei keine Hand frei für einen Spanleuchter, so wurde der brennende Kienspan einfach mit seinem rückwärtigen Ende in den Mund genommen.⁷⁹ Die Ausstattung der rußgeschwärzten Rauchstube mit Möbeln und Inventar war zweckmäßig, aber bescheiden. In der dem Herd diagonal gegenüberliegenden und durch die meisten Fenster am besten belichteten Ecke steht der Eßtisch. Die diagonale Gegenüberstellung von Feuerstätte und Eßtisch ist allgemein üblich und wird „Diagonalstruktur“ genannt. Sie ist sowohl der „oberdeutschen Stube“ eigen, aber „auch den Stubenformen Osteuropas“; „doch haben archäologische Forschungen ergeben, daß sie wahrscheinlich eine mittelalterliche Novation (in einem Rauchofen-Wohnraum mindestens früh-, wenn nicht vorgeschichtlichen Alters) ist.“⁸⁰ Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang die Darstellungen Unterkärntner Rauchstubenhäuser, in denen das Diagonalprinzip durchbrochen ist und der Tisch parallel zur Feuerstätte steht.⁸¹

Der Eßtisch wird umgeben von der an beiden Stubenwänden umlaufenden

⁷⁶ R. Meringer, Studien, MAG. 22 (s. Anm. 55), S. 106. – J. R. Bünker, Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 171. – G. Bancalari, Forschungen und Studien über das Haus. In: Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien 30, 1900, S. 2. – J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127, 138, 145. – Ders.: Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 171. – A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 8.

⁷⁷ Unger-Khull, Wortschatz (s. Anm. 15), S. 386. – A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 130. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 229ff. – L. v. Benesch, Das Beleuchtungswesen vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jh., Wien 1905. – R. Meringer, Studien, MAG. 23 (s. Anm. 55), S. 147ff., 163. – J. R. Bünker, Millstätter See (s. Anm. 17), S. 59.

⁷⁸ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 66.

⁷⁹ Mitteilung von Frau Zettel. – Dazu vgl.: A. Haberlandt, Taschenwörterbuch (s. Anm. 8), S. 130, und „Gean-Mäul“, S. 58. – K. Bedal, Ofen und Herd (s. Anm. 37), S. 231.

⁸⁰ J. Hähnel, Stube, Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung, Bd. 21 der Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landesverbandes Westfalen-Lippe, Münster 1975, S. 335. – V. Geramb, Die Rauchstuben im Lande Salzburg (s. Anm. 17), S. 10.

⁸¹ O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 177, 188, 194, 197f., 208.

Stubenbank und den frei stehenden Bänken, den sogenannten „Stühlen“, wie man die vierbeinigen Bänke ohne Lehne nennt.⁸² In der Ecke hinter dem Tisch hängt ein einfaches, auf einer dreieckigen Basis aufgebautes „Eckkastl“, das auch „Winklkastl“ genannt wird. Es diente in der Regel zur Aufnahme von Betbuch, Rosenkranz und geweihten Kerzen.⁸³ Gab es Schriftstücke, die es aufzubewahren galt, so wanderten wohl auch diese ins „Eckkastl“. Einen Herrgottswinkel im herkömmlichen Sinne gibt es üblicherweise in der Rauchstube nicht, da Kruzifix und Bilder dem ständigen Rauch ausgesetzt wären. Statt dessen kannte man, insbesondere in den Rauchstuben der Weststeiermark, so auch beim „Großschrotter“, das sogenannte „Tischkreuz“. Üblicherweise ist dies ein Kreuz, das mit einem aus Spanholz gestalteten herzförmigen Gebilde umgeben ist. Kreuz und Herz sind wiederum mit zahlreichen kleinen, oft sehr unregelmäßig verteilten Kreuzen verziert. Am unteren Ende des Tischkreuzes hängt meist eine aus Holz geschnitzte Heiligengeist-Taube. Mitunter sind ein IHS und die Marterwerkzeuge Christi in die Ausschmückung des Tischkreuzes einbezogen.⁸⁴ An der zur Stubentür führenden Wand steht das „Kuchl-Kastl“, in dem Lebensmittel und Geschirr aufbewahrt wurden. In seinen Schubladen befanden sich Koch- und Eßbesteck, soweit die Löffel nicht direkt am Eßtisch verwahrt wurden oder in einer Löffelrem steckten.⁸⁵ Über dem Kastl hängt eine Schüsselrem oder ein Schüsselkorb⁸⁶, der die irdenen Schüsseln aufnimmt. An der Stubenwand neben dem offenen Herd, unmittelbar neben dem Stubeneingang, steht das „Wasserbankl“ mit dem Wasserschaff. Zur Ausstattung der Rauchstube gehörte meist noch eine „Häfnstöll'n“ zum Abstellen der Töpfe und ein Kaspelschaff.⁸⁷ In der Ecke zwischen Ofen und Tisch steht in der Rauchstube des „Großschrotter“ das Bett, das die Form eines Truhen- oder Kastenbettes hat und vor allem im Winter benutzt wurde oder dem Kranken und Gebrechlichen vorbehalten blieb.⁸⁸ Ehe es beim „Großschrotter“ die Kachelstube gab, stand natürlich auch die Kinderwiege in der Rauchstube.⁸⁹ Es ist bemerkenswert, daß die Rauchstube als ältester und funktionsintensivster

⁸² J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127, 140f., 145. – Ders.: Millstätter See (s. Anm. 17), S. 45.

⁸³ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127, 135, 145. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 67.

⁸⁴ J. R. Bünker, Tischkreuze. In: Zeitschrift f. Österr. Volksk., XIII. Jg., Wien 1907, S. 12ff. – V. Theiss, Deutsche Volkskunst, Bd. Steiermark, Weimar 1941, Abb. 213ff. – O. Moser, Deckengehänge aus Kärnten. In: Carinthia I, Jg. 131, 1941, S. 198ff. – M. Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, S. 78ff. – L. Schmidt, Volkskunst in Österreich, Wien – Hannover 1966, Abb. 101.

⁸⁵ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 128, 138.

⁸⁶ R. Meringer, Studien, MAG. 23 (s. Anm. 55), S. 152, Abb. 118. – J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127f., 138, 145. – Ders.: Heanzerei (s. Anm. 56), S. 137f. – V. Theiss, Volkskunst (s. Anm. 84), Abb. 92. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 68.

⁸⁷ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 128, 138, 145.

⁸⁸ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 136ff. – Ders.: Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 171, 185. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 67f.

⁸⁹ J. R. Bünker, Mittelsteiermark (s. Anm. 17), S. 171. – V. H. Pöttler, „Sallegger Moar“ (s. Anm. 10), S. 67.



Abb. 6: Die Rauchstube im „Großschrotter“.

Raum des Hauses alle Neuerungen, den Zubau von 1728 eingeschlossen, unverändert überdauert hat und bis 1929 in Verwendung stand (Abb. 6).⁹⁰

Wenden wir uns nun den übrigen Räumlichkeiten des Hauses zu. Der Rauchstube gegenüber liegt die alte Schlafkammer, die vor der Errichtung des Zubaus den Eltern und Kleinkindern als Schlafraum diente. Dementsprechend war der 5,13 × 5,08 m große Raum mit Betten, Schränken und einem Schubladkasten eingerichtet. Zwei giebelseitig gelegene Fenster sind zu den Maßen 47 × 54 cm vergrößert und mit Rahmenstöcken ausgestattet. Dazwischen liegt ein kleines hochgestelltes Fenster mit den ursprünglichen Maßen von 27 × 27 cm, das mit zwei Schubern wechselweise verschließbar ist (Z. 5). Ein Schuber ist verglast, einer aus Holz, so daß das Fenster offengehalten, mit dem Holzschuber verdunkelt oder mit dem verglasten Schuber verschlossen werden konnte. Dieses hochgestellte Fenster kann konstruktiv und funktionell mit den kleinen hochliegenden Fenstern der Rauchstube verglichen werden, diente aber hier gewiß nie dem Rauchabzug, da es in der Kammer keine Feuerstätte gab. Man wird also neben den konstruktiven Gegebenheiten insbesondere die Funktionen des zweiten Lichthorizontes und der Frischluftzufuhr in Betracht ziehen müssen. An der linken Außenwand der Schlafkammer sind gleichfalls die beiden alten Schiebefenster mit den Doppelschubern und den Maßen 27 × 27 cm erhalten geblieben. Nach der Errichtung der Kachelstube

⁹⁰ Vgl. hierzu O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 187 und 238, wo der Autor darauf verweist, daß „die Vorrangstellung des Rauchstubenhaupttraumes, seine Geltung als ‚ipsa domus‘ ... bis zur Auflösung desselben als zentraler Feuerraum, d. h. bis in das 20. Jh. herauf“, beibehalten und „allen plantechischen Nachteilen zum Trotz auch die Beibehaltung seiner archaischen Wohnstruktur bewirkt hat“.

im Zubau wurde diese Kammer allmählich nur mehr als „Menscherkammer“ verwendet, während die Burschen und Knechte im Dachraum über der „Labn“ schliefen. Seit im Jahre 1929 die Rauchstube nicht mehr benutzt wurde, erhielt diese Kammer allerdings eine neue Funktion und wurde zur Sparherdküche umgestaltet. Der Rauch des eisernen Sparherdes wurde dabei mittels eines Ofenrohres in die „Labn“ abgeleitet und fand von hier seinen Weg ins Freie.⁹¹ Im Zuge dieser Veränderung erhielten die Holzwände der ehemaligen Schlafkammer einen Kalkanstrich. Diese mit Kalkmilch durchgeführte Tünchung von gezimmerten Innenräumen wurde in den Blockbauten unserer Hauslandschaften sehr häufig geübt. Dabei entsprang diese Praxis in jüngerer Zeit vor allem dem Bedürfnis nach helleren und saubereren Räumen. Überdies galt der Holzbau seit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in zunehmendem Maße als minderwertig, so daß es Mode wurde, die Holzbauten innen und außen zu weißigen. Zahlreiche solche geweißigte Holzbauten stehen heute noch in der Landschaft. Der Kalk gereichte auf die Dauer dem Holz allerdings nicht zum Vorteil, da er das Atmen des Holzes verhinderte und somit zum Abstikken der Blockwände führte. Außerdem wurden die Atmungsorgane der Hausbewohner durch den vom Holz rasch abgehenden Kalkstaub belastet. Heute erkennt man wieder die Vorzüge und die Qualität des Holzbaues, und wo immer es möglich ist, wird, zumindest bei Renovierungen, der Kalk von den Holzwänden entfernt. Dasselbe gilt für Mörtelputze, die gleichfalls Eingang in unsere Holzhäuser gefunden haben. Beim Wiederaufbau des „Großschrotter“ im Österreichischen Freilichtmuseum wurde der ehemalige Zustand in der Schlafkammer wiederhergestellt. Dabei mußte auch der Kalk von der „Tippeldecke“, vom Trambaum und von den Holzwänden entfernt werden.

Neben der Schlafkammer, von dieser durch eine gezimmerte Wand getrennt, liegt die Vorratskammer. In dem 2,07 m breiten und 5,08 m langen Raum sind ein Vorratsschrank, verschiedene Vorratsgefäße und zahlreiche Wirtschaftsgeräte für den häuslichen Arbeitsbereich untergebracht. Zwei vergrößerte Fenster erhellen diesen Raum.

Die dem Hauseingang gegenüberliegende Tür führt aus der „Labn“ in den jüngeren Zubau oder „Wiederkehr“. Die Zimmerung setzt hier im Bereich der „Labn“ nach vier Zimmerungskränzen aus und wird durch eine lotrechte Holzschalung ersetzt, die unten und oben in die Zimmerungskränze eingetutet ist.⁹² Während im Bereich des traufseitigen Hauseinganges die ursprüngliche Holzverbindung des Blockbaues zwischen Rauchstube und „Labn“ durch die sekundäre Vermauerung nicht mehr sichtbar ist, läßt der Übergang von der Rauchstube zum „Wiederkehr“ im Bereich der „Labn“ das *additive Prinzip* des Blockbaues sowohl durch das Aussetzen der Zimmerung als insbesondere durch den Ausbau des „Wiederkehrs“ selbst gut erkennen. Dieses im Altbestand

⁹¹ Mitteilung der letzten Bewohnerin des Hauses „Großschrotter“, Frau Straßer.

⁹² J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 134: „Es fällt hier auf, daß rechts und links von der Laube die Zimmerung ausgesetzt und durch Verschalung von stehenden Brettern ersetzt ist.“ – Ders.: Millstätter See (s. Anm. 17), S. 264/Abb. 191, 265.

unserer Holzbauten allenthalben noch gut sichtbare Prinzip verdeutlicht, daß stets mehrere Generationen an einem Bauernhaus gebaut haben.⁹³ Eine Holzverschalung finden wir auch an zwei Seiten des der Kachelstube im Neubau vorgelagerten Raumes, der seiner Anlage nach dem schon erwähnten „Eßgangl“ entspricht und im Sommer auch beim „Großschrotter“ diese Funktion hatte. Durch den Zubau der Stube im „Wiederkehr“ erhielt dieses „Gangl“ allerdings vielseitige Zubringerfunktionen. Mit seinen Ausmaßen von 3,19 × 5,60 m wird dieser Vorraum seinen vielfältigen Aufgaben voll gerecht. Insgesamt bietet er nämlich Zugang zu sechs benachbarten Räumlichkeiten oder Einrichtungen und ist daher ein bemerkenswertes Beispiel, wie man „innerbetriebliche“ Verkehrsprobleme im alten Bauernhaus zweckmäßig gelöst hat. Kommt man aus der „Labn“ auf dieses „Gangl“, so führt rechts eine Tür auf einen Holzgang, an dessen Ende der Abort liegt. Linksseitig erreicht man, gleichfalls durch eine Tür, den an der West- und Nordseite des Zubaus umlaufenden Holzgang. Dieser im Sommer reich mit Blumen geschmückte balkonartige Gang ist mit senkrechten Brettern verschalt, die in die Nut der „Gangbäume“ eingelassen sind. Der Gang diente zum Trocknen der Wäsche oder des Gewandes, weshalb man ihn gegendweise auch „Gewandgang“ nannte.⁹⁴ Die der „Labn-Tür“ gegenüberliegende, mit einer Zierblende umgebene Tür führt in die Kachelstube. Links neben der Stubentür ist eine 80 cm breite, mit einer Tür abgeschlossene und mit lotrechten Brettern verschaltete Stiege eingebaut, die in den Dachboden führt. Darunter liegt, gleichfalls mit einer Tür abgesichert, die schon erwähnte gemauerte Wendeltreppe. Sie führt in den unter der Kachelstube liegenden, gewölbten Keller. Rechts von der Stubentür ist in der gezimmerten Stubenwand die Heizungs Luke für den als Hinterladerofen ausgebildeten Stubenofen eingemauert.

Betreten wir nun die „Schöne Stube“, wie man die Kachelstube im „Großschrotter“ auch nannte. Die Ausmaße des gezimmerten Raumes betragen 6,37 m in der Länge, 5,82 m in der Breite und 2,55 m in der Höhe. Der Fußboden ist aus gedübelten Bohlen gefügt, die Holzwände sind roh behauen, die Decke der Stube aber ist als Riemlingdecke⁹⁵ sehr schön gestaltet und verleiht dem Raum seinen besonderen Charakter. Der Trambaum der Decke ist 37 cm breit und 43 cm hoch und hat in der Mitte eine mit Kerbschnitzerei im Muster des Zirkelschlages gestaltete Tramrose (Abb. 7). Beim Auflager des Trambauges auf der westlichen Stubenwand wurde eine zweite, einfacher gehaltene Zimmermannsrose angebracht. Da der Trambaum an seinem westseitigen Ende schadhaft war, mußte er hier beim Wiederaufbau erneuert werden. Im alten Trambaum wurde dabei ein etwa 1 m langer Schlitz ausgenommen, in den der erneuerte Trambaumkopf eingezapft wurde. Die Riemlinge der Decke sind

⁹³ Vgl. R. Weiss, Häuser und Landschaften (s. Anm. 35), S. 162 ff. – O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 163, 177, 184, 188, 198.

⁹⁴ V. Geramb, Bauernhaus (s. Anm. 1), S. 123, 136, 138 f.

⁹⁵ Unger-Khull, Wortschatz (s. Anm. 15), S. 505: Riemlingdecke = „Sturzboden mit Bretterschalung zwischen den spannweit abstehenden Tragbäumen im Gegensatz zum Düppelboden“.

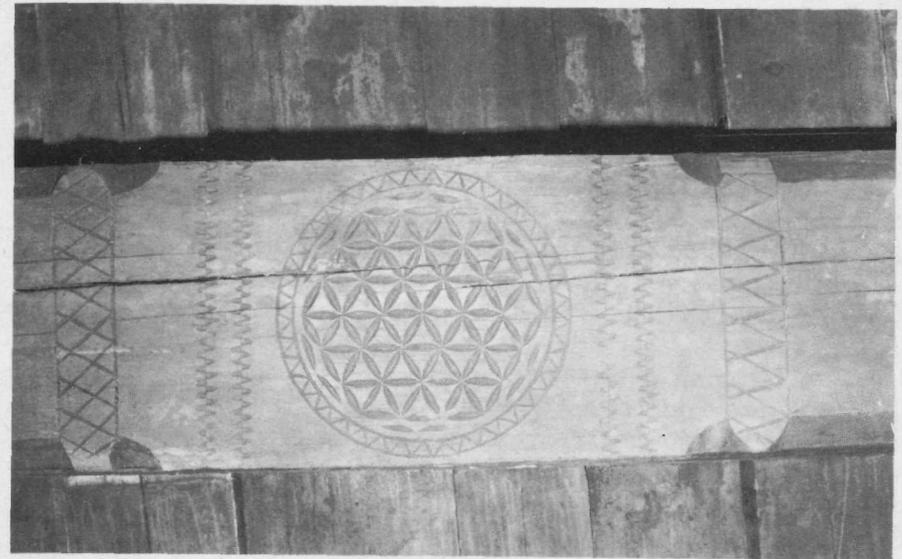


Abb. 7: Tramrose am Trambaum der „Schönen Stube“.

seitlich abgefast und an ihren beiden Enden bei Wand und Trambaum mit einer Zierschnitzerei geschmückt. Diese Art der Schnitzerei begegnet uns auch an den beidseitigen breiten Blendrahmen der Stubentür. Die Fenster an der giebelseitigen Stubenwand zeigen noch die ursprüngliche Staffelung mit drei Fenstern in der unteren Reihe in einem Bodenabstand von 92 cm und zwei hochgestellten kleinen Fenstern mit einem Bodenabstand von 1,65 m (Z. 7, 8). In der unteren Fensterreihe sind zwei Fenster auf die Maße 50 × 58 cm vergrößert und mit Rahmenstöcken versehen, während das mittlere Fenster dieser Reihe, wie die beiden hochgestellten, mit den ursprünglichen Maßen von 28 × 28 cm als Schubfenster mit Verglasung erhalten geblieben ist. Die Staffelung der Fenster entspricht hier neben der schon mehrfach erwähnten konstruktiven Notwendigkeit offenbar auch der Absicht, zwei Lichthorizonte zu schaffen. Überdies liegen die Fenster der unteren Reihe hier auch im Lichthorizont oder, wenn man will, im Sehhorizont eines auf der Stubenbank Sitzenden, während die hochgestellten Fenster dem Sehhorizont eines stehenden erwachsenen Menschen entsprechen. Da es in der Kachelstube nie ein offenes Feuer gegeben hat, ist die Funktion der höherliegenden Fenster als sogenannte „Rauchfenster“ auszuschließen. Entsprechende Rückschlüsse auf die hochgestellten Fenster der Rauchstube erscheinen daher angebracht. Von den beiden Fenstern der ostseitigen Stubenwand wurde nur eines vergrößert. Die westseitige Wand hat zwei vergrößerte Fenster und ein kleines mit den Maßen 30 × 27 cm. Rechts vom Stubeneingang steht in der Ecke auf einer Grundfläche von 1,42 × 1,26 m der gemauerte, mit grünen Topfkacheln ausgestattete Ofen (Z. 9). Wie schon erwähnt, wird dieser Kachelofen vom „Gangl“ aus als Hinterlader beheizt. Der Rauch des Ofenfeuers entweicht dabei unmittelbar durch die Heizöffnung in das „Gangl“ und gelangt über die Bodenstiege in den Dachboden und von

hier weiter ins Freie. Oder aber er nimmt seinen Weg durch die in den Seitenwänden des „Gangls“ angebrachten Öffnungen (Z. 5, 6). Schließlich kann man durch das Öffnen der Gangtüren einen Luftzug erreichen und den Rauch auf diese Weise ins Freie entlassen. Der Kachelofen ist an der Stubenwand 1,77 m hoch und verfügt an der zur Tür gelegenen Seite über ein 23 × 20 cm großes Warmhalterohr aus Ton. Eine Ofenbank und ein Ofengeländer oder „Ofn-Glanna“⁹⁶ zum Trocknen der Kleider fehlen hier. In der gut belichteten, dem Stubenofen diagonal gegenüberliegenden Ecke steht der schon erwähnten Diagonalstruktur entsprechend der Tisch. Umgeben wird er von der an drei Seiten der Stube umlaufenden Stubenbank und von zwei „Stühlen“, wie sie uns in der Rauchstube schon begegnet sind. In der Ecke über dem Tisch befindet sich der „Herrgottswinkel“ mit Kruzifix und Heiligenbildern. In der umlaufenden Stubenbank ist an der Unterseite des Sitzbrettes eine Schublade eingebaut, in der verschiedenes Werkzeug, wohl auch Schusterwerkzeug, seinen Platz hatte.⁹⁷ An den beiden Langseiten der Stube sind je eine Schüsselrem für irdene Schüsseln und Teller angebracht. Schrank und Truhen zählen zur wohnlichen Einrichtung der Stube. Die Bemalung der Möbel ist schadhaft. Auch die Kinderwiege und das Spinnrad haben in der Stube ihren Platz gefunden, nachdem die Wohnfunktionen von der Rauchstube gänzlich in die Kachelstube verlagert wurden. In jüngerer Zeit diente die Kachelstube den Bauersleuten auch als Schlafstube und war dementsprechend mit Betten ausgestattet. Dies wurde allerdings bei der Wiedererrichtung nicht berücksichtigt.



Abb. 8: Die „Schöne Stube“.

⁹⁶ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 128.

⁹⁷ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 127.

Zur Entwicklungsgeschichte der Stube und damit auch der Rauchstube hat in jüngster Zeit Joachim Hähnel neue und wesentliche Erkenntnisse vorgelegt. Für den alpinen Raum ist dabei insbesondere die aufgezeigte Verknüpfung von Stube und Blockbau bedeutsam (Abb. 8).⁹⁸

Der Dachraum des Wohnhauses „Großschrotter“ erfüllte mehrfache Funktionen als Speicher- und als Schlafraum und ist durch seine Konstruktion bemerkenswert (Z. 3). Zwei Stiegen führen auf den Dachboden. Wir haben sie in der „Labn“ und im „Gangl“ schon kennengelernt. Die Hauswände wurden im Dachgeschoß an den Giebelseiten um drei, an den Traufseiten um zwei Zimmerungskränze hochgezogen, so daß auf diese Weise ein niedriger Kniestock entstand.⁹⁹ Der Grundriß des Dachbodens entspricht dem des Wohngeschosses. Der über der Rauchstube gelegene „Rauchstubenboden“ ist zum „Labn-Boden“ hin durch eine lotrechte Bretterverschalung und eine Tür abgeschlossen. In diesem „Rauchstubenboden“ sind parallel zum First drei Stangengerüste eingebaut. Ein solches Gerüst besteht aus drei senkrechten, 2,60 m hohen Kanthölzern, die an Decke und Boden mit Holznägeln befestigt bzw. eingezapft sind. Sie tragen an einer Seite sieben, an der anderen acht querlaufende Holzstangen, die beidseitig mit Holznägeln an den senkrechten Stehern befestigt sind. An diesen waagrechten Stangen wurde der „Türkenwoaz“ nach der Ernte zum Nachtrocknen aufgehängt. Dabei wurden von jedem Maiskolben zwei Deckblätter oder „Woazflegen“ zusammengebunden, so daß man den „Woazstritzel“ über die Stangen hängen konnte. Durch die schon erwähnte Rauchluke in der Rauchstubendecke konnte der Rauch in den „Rauchstubenboden“ entweichen. Dadurch war der Mais hier einer Art Rauchbeize ausgesetzt, wie uns dies aus den Rauchhäusern Oberösterreichs und Salzburgs bekannt ist.¹⁰⁰ Über dem „Rauchstubenboden“, der eine Höhe von 2,97 m aufweist, befindet sich ein zweiter Bodenraum mit einer Höhe von 1,90 m. Auch dieser Raum ist durch eine Bretterverschalung und eine Tür zum „Labn-Boden“ hin abgeschlossen und kann über eine steile Treppe erreicht werden. An zwei Stangengerüsten, deren Beschaffenheit denen des „Rauchstubenbodens“ entspricht, wurde auch hier Mais nachgetrocknet. Über diesem zweiten, hochgelegenen Dachboden verbleibt bis zum Dachfirst noch ein Raum von 1,05 m Höhe, der nicht zugänglich gemacht wurde.

Der große Bodenraum über dem Vorhaus, der sogenannte „Labn-Boden“, diente verschiedenen Zwecken. Unter anderem war er auch der Schlafraum für die Knechte. Im Winter konnte es wohl vorkommen, daß die Betten vom Schnee bedeckt waren, den der Wind durch das Schindeldach hereinwehte.¹⁰¹ Der Bodenraum ostwärts des „Labn-Bodens“ ist entsprechend den darunterliegenden Kammern mit Bretterwänden ausgebaut. Die größere, über der

⁹⁸ J. Hähnel, (s. Anm. 80), S. 396 ff.

⁹⁹ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 129.

¹⁰⁰ Vgl. F. Lipp, Oberösterreichische Stuben, Linz 1966, S. 37 ff. – R. Heckl, Das Einhaus mit dem Rauch. In: Oberösterr. Heimatblätter, Jg. 1953, 3/4.

¹⁰¹ Mitteilung von Frau Emma Zettel. – J. R. Bünker, Millstätter See (s. Anm. 17), S. 45. – Über Boden-Schlafkammer der Mägde vgl.: J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 129.

Schlafkammer liegende Bodenkammer beherbergt die Getreidetruhe oder die „Troad-Truhn“, in deren Fächern die verschiedenen Getreidearten verwahrt wurden. In der kleineren Bodenkammer, der Fleischkammer, hing eine aus Brettern gezimmerte Vorrichtung von der Decke, die man „Fleischhimmel“ nannte, da sie zur Aufbewahrung der Fleisch- und Speckvorräte diente. Der unten offene Bretterkasten war an der Decke so aufgehängt, daß die Fleischvorräte vor dem Zugriff ungebeter Nagetiere geschützt waren.¹⁰² In diesen Vorratsräumen hingen an querliegenden Stangen und an den Wänden verschiedene Arbeitsgeräte und Werkzeuge, wie Kuhglocken, Windleuchten, Sägen, Beile, Joche, Säcke, aber auch Rechen und Sensen wurden über den Winter hier aufbewahrt. Über der Kachelstube im „Wiederkehr“ ist im Dachboden gleichfalls eine Kammer mit Bretterwänden eingebaut, in der man das Getreide zum Trocknen aufschüttete, die also als Schüttboden diente. Eine giebelseitige Tür führt auf einen Holzgang, dessen Schalung aus mit Zierschnitten versehenen, lotrechten Brettern besteht und demnach der Bretterschalung des umlaufenden Holzganges im Wohngeschoß entspricht. Neben der auf den Giebelgang führenden Tür ist links und rechts je eine Öffnung in die Bretterwand eingeschnitten. Sie dienen zur Belichtung und Belüftung des „Stubenbodens“ und werden „Gugga“ genannt.¹⁰³

Das Dach des „Großschrotter“ ist ein etwa 50 Grad steiles Schersparrendach, dessen Schersparren nicht in Bundträme eingezapft sind, daher nicht als echte Sparren wirksam werden. Diese Schersparren sind vielmehr auf die Mauerbänke „aufgeklaut“ oder „aufgeferselt“, das heißt, sie werden mit einem fersartigen Absatz auf die Mauerbank aufgesetzt und durch einen Holznagel befestigt.¹⁰⁴ Der Form nach ist das Dach ein Satteldach oder Steilgiebeldach, das an den Giebeln nicht abgewalmt oder „abgeschopft“ ist. Die Schersparren sind an ihrem oberen Ende durch eine genagelte Verkämmung paarweise verbunden und bilden kleine Scheren, in denen die Firststange liegt. Jedes Schersparrenpaar im Dach des Haupthauses ist durch zwei „Scherenbinder“ versteift. Diese Binder entsprechen den Kehlbalken des Sparrendaches, sind aber im Gegensatz zu diesen auf Zug und nicht auf Druck belastet. Dementsprechend sind die „Scherenbinder“ mit Versatz an die Schersparren angeblattet, während die Kehlbalken bei echten Sparren mit Versatz eingezapft sind.¹⁰⁵ Der untere Scherenbinder sitzt in der Höhe von 2,97 m, der obere in einer Höhe von 4,93 m über dem Fußboden des Dachraumes. (Vgl. Abb. 5.) In der Höhe des oberen Scherenbinders mündet das Dach des „Wiederkehrens“ in das Hauptdach ein. Der Konstruktion nach entspricht dieses Dach völlig dem des

¹⁰² J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 129.

¹⁰³ J. R. Bünker, Köflach (s. Anm. 5), S. 123. – Ders.: Millstätter See (s. Anm. 17), S. 32.

¹⁰⁴ Vgl. A. Klaar, Bäuerliche Dachstuhlformen in Österreich. In: Volk und Heimat, Festschrift für Viktor von Geramb, Graz 1949, S. 36. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 54. – O. Moser, Das Pfettenstuhldach, Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsgebiet. Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XVII, Wien 1976, S. 13 ff., 22.

¹⁰⁵ O. Moser, Das Pfettenstuhldach (s. Anm. 104), Abb. 14.

Haupthauses, ist allerdings zufolge seiner geringen Höhe nur mit einem Scherenbinder pro Schersparrenpaar ausgestattet. Die Mauerbank beim Hauseingang ist auf die obersten, rund 60 cm über die traufseitige Hauswand vorkragenden Wandhölzer der Giebelwände aufgelagert. Dadurch erzielte man auch ohne Verwendung von Aufschieblingen ein schützendes Vordach. Der einseitig vorkragende Dachgrund und das damit erzielte traufseitige Vordach wird insbesondere auch beim Scherenjochdach Unterkärntens praktiziert, wobei Dachüberstände bis über 2 m erreicht werden.¹⁰⁶ Aber auch an der Giebelseite erreichte man durch dieselbe Konstruktion ein Vorkragen des gesamten Hauseingangs und damit mehr Schutz vor Schlagregen. Beim Holzgang zum Abort und beim umlaufenden Holzgang des Zubaus sind die Mauerbänke bis zu 80 cm über die aufgehende Hauswand vorgezogen, um auf diese Weise das schützende Dach über die Gänge vorziehen zu können. Die durch das Vorlagern der Mauerbänke entstehenden Öffnungen zwischen der Hauswand und der Mauerbank sind mit einer parallel zur Wand verlaufenden, liegenden Bretterschalung abgedeckt. Das steile Dach ist laut Mitteilung der letzten Besitzerin etwa seit 1900 mit sogenannten „Schieferschindeln“ gedeckt.¹⁰⁷ Diese Schindeln sind etwa 60 cm lang, 6 bis 10 cm breit und nur ca. 0,5 cm stark. Sie werden aus geradwüchsigen, frisch geschlägerten Fichtenstämmen gekloben. Aus einem Rundholz von etwa 30 cm Durchmesser und 60 cm Länge werden vorerst etwa 16 Keile, sogenannte „Mießel“, radial abgespalten. Mit einem Schindeleisen werden diese Holzkeile nun gleichfalls radial in dünne Schindeln aufgeklöben, die nur an ihrem rückwärtigen Ende annähernd bis 0,5 cm stark sind, nach vorne zu aber keilartig dünner werden. Aus einem „Mießel“ können rund 12 bis 14 Schindeln gekloben werden. Das gibt pro Rundholz ungefähr 200 bis 220 Schieferschindeln. Das Kernholz des Stammes bleibt bei dieser Verarbeitung übrig. Da die Schieferschindeln zur besseren Abdichtung des Daches so aufgedeckt werden müssen, wie sie aus dem Keil herausgespalten wurden, gibt man die aus einem Keil stammenden Schindeln zu einem Bündel zusammen, das erst beim Aufdecken geöffnet wird. Die Verlegung der Schieferschindeln erfolgt in einer Art Fischgrätenmuster. Dabei werden die Schindelreihen wechselweise in einem Winkel von rund 80 Grad zur horizontalen Dachstange verlegt. Das heißt, wenn die erste Reihe von der Horizontalen um 80 Grad nach links abweicht, so wird die nächste Reihe um denselben Winkel, gemessen wiederum von der Horizontalen, nach rechts verlegt. Die Schindeln sind dreifach überdeckt, so daß, verstärkt durch die radiale Spaltung und die dementsprechende Lagerung, eine für Schindeln optimale Dachdichte erreicht wird. Dieses „Schieferdach“, wie es ortsüblich genannt wird, ist im nördlichen Teil der Weststeiermark weit verbreitet. Es darf jedoch nicht mit dem Spanschindeldach der südlichen Weststeiermark und Kärntens verwechselt werden.¹⁰⁸

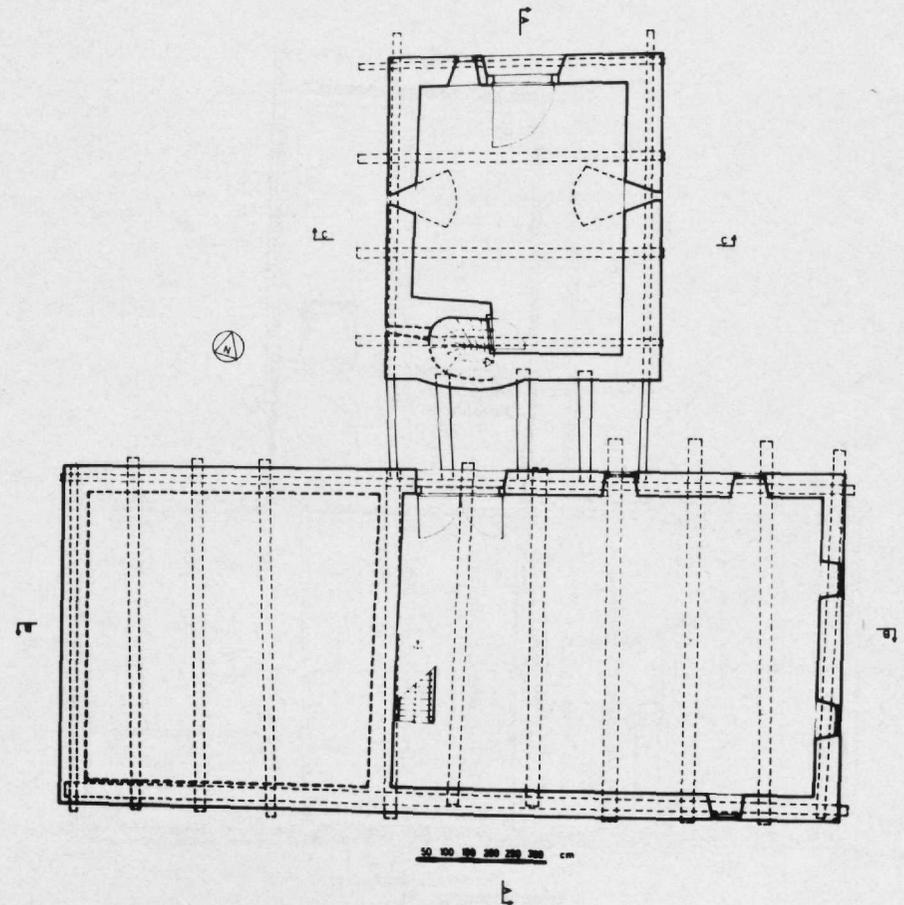
¹⁰⁶ O. Moser, Hausangaben (s. Anm. 2), S. 164 f., 174 f.

¹⁰⁷ Unger-Khull, Wortschatz (s. Anm. 15), S. 538.

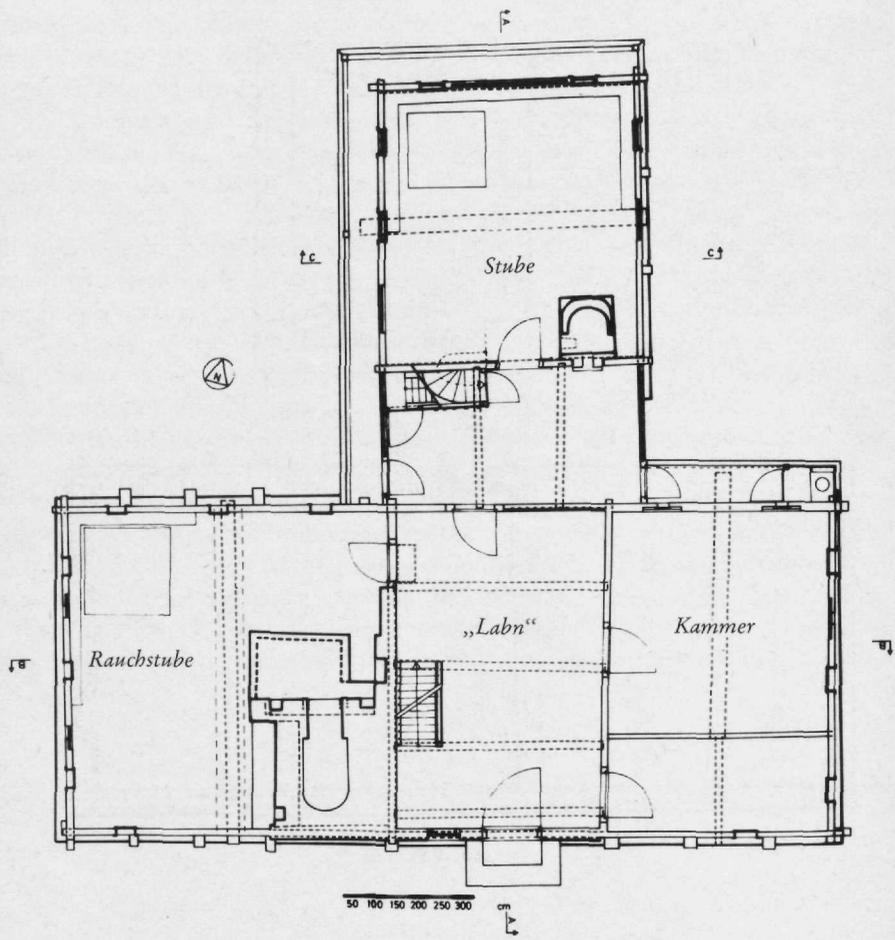
¹⁰⁸ V. Geramb, Vom Werden (s. Anm. 8), S. 60. – O. Moser, Bauernhaus (s. Anm. 6), S. 68 f.

Die drei Dachgiebelflächen des Hauses „Großschrotter“ lassen eine Neigung in der Firstrichtung nach vorne, wie sie das weststeirische Haus vielfach zeigt, gut erkennen. Diese Neigung des Giebelblattes entsteht durch das Vorziehen des ersten Schersparrenpaares an seinem oberen Ende. Dabei wird die Firstlinie gegenüber der Mauerbank, also dem Fußpunkt des ersten Sparrenpaares, um ungefähr 70 cm länger, das heißt, das Lot zwischen Giebelspitze und Giebelbasis weicht um etwa 70 cm nach vorne. Sicher waren auch für diese Giebelausbildung praktische Überlegungen maßgeblich. So wird mit der Schrägstellung der Giebelfläche und durch die Angleichung der Dachstangen an diese Neigung die gesamte Dachfläche in Richtung zum First etwas vorgezogen. Dadurch wird der Schlagregen von der Giebelseite besser abgehalten, wie dies für die Hauswand durch das schon erwähnte Vorziehen des gesamten Dachgiebels gleichfalls erreicht wurde. Die lotrechte Bretterschalung des Giebels ist zweimal um die Stärke eines Querbalkens abgesetzt, wodurch eine gefällige Gliederung des Giebels entsteht und die Giebelbretter in ihrer Länge unterteilt werden können. Zwei formschöne Öffnungen sind in jede Giebelfläche eingeschnitten und gewährleisten eine ständige Durchlüftung des Dachraumes. An der Eingangsseite des Hauses ist eine aus einem Fichtenstamm gehackte Dachrinne angebracht, die bei Regen vor Tropfwasser schützt und überdies dazu beiträgt, den Mauergrund des Hauses trocken zu halten.

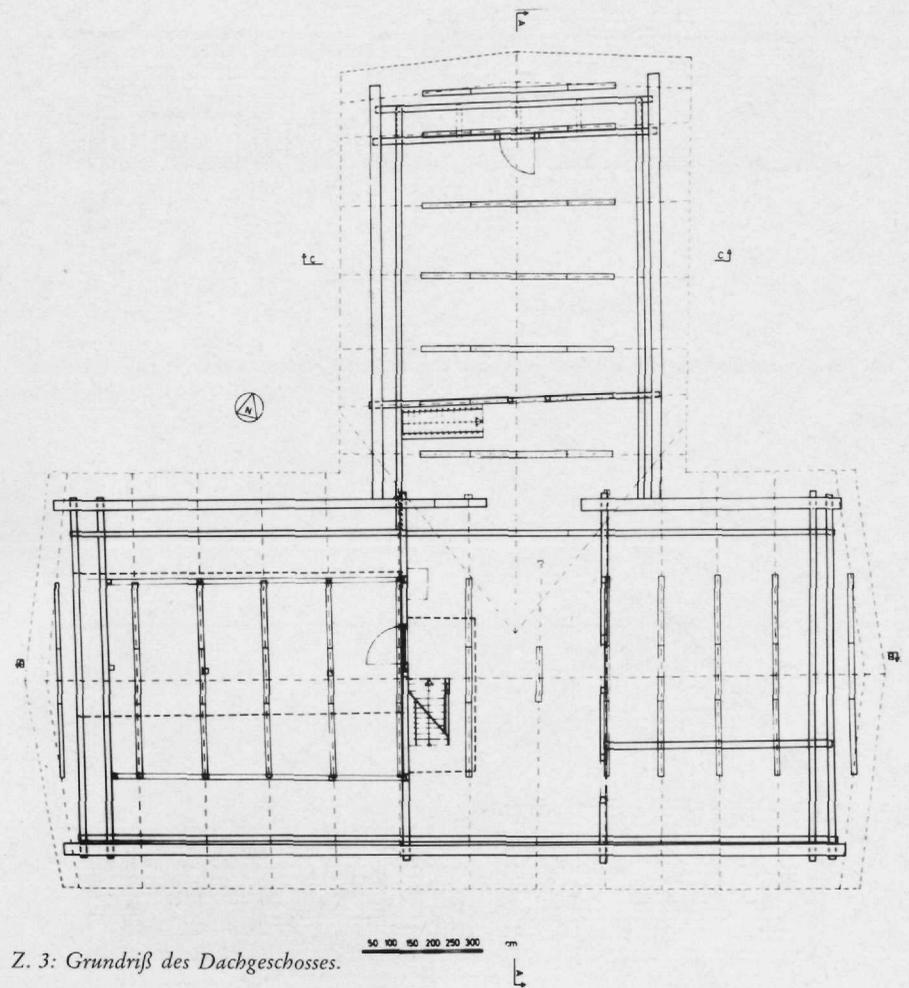
Mit dem Wohnhaus des „Großschrotter“ wurde ein Haustypus für die Zukunft gerettet, der für die alte bäuerliche Bauweise der gesamten Weststeiermark, insbesondere aber für den nördlichen bergigen Teil dieser Landschaft, beispielhaft ist. Als Dokument einer zweckmäßigen und ansprechenden Architektur, die heute schon der Vergangenheit angehört, bildet der wiedererstandene „Großschrotter“ ein wertvolles Anschauungsobjekt für Lehre und Forschung. Darüberhinaus aber bietet er einem breiten Publikum einen eindrucksvollen und lehrreichen Einblick in die Kulturgeschichte des eigenen Volkes.



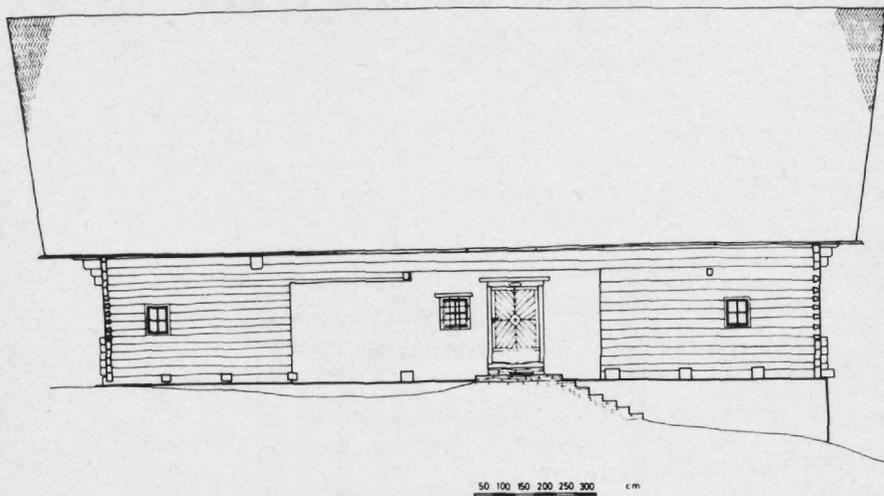
Z. 1: Grundriß des Kellergeschosses.



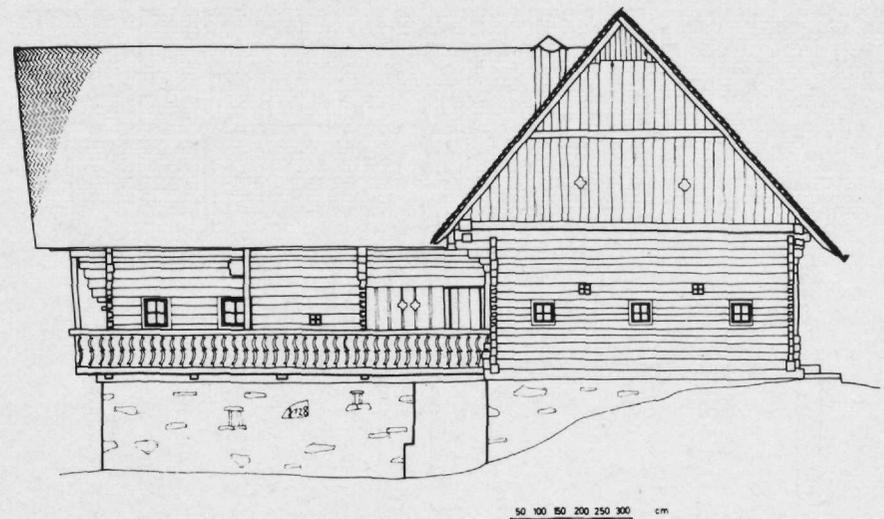
Z. 2: Grundriß des Erdgeschosses.



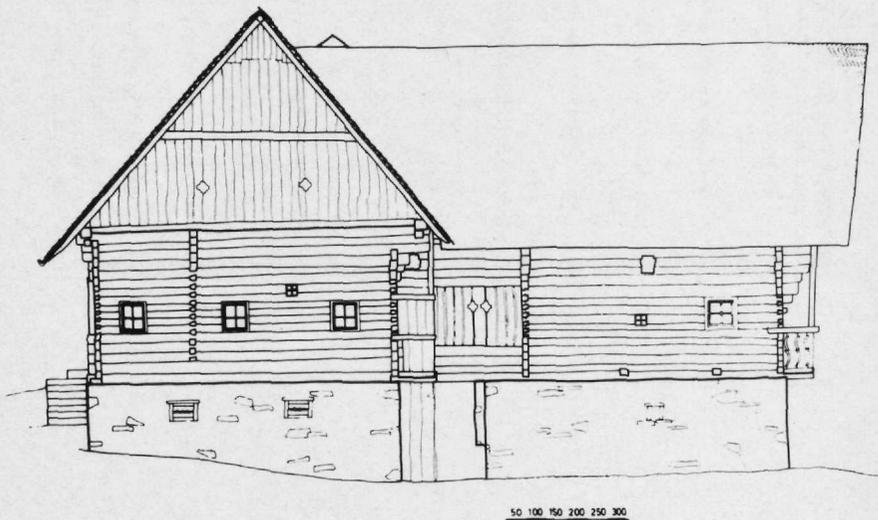
Z. 3: Grundriß des Dachgeschosses.



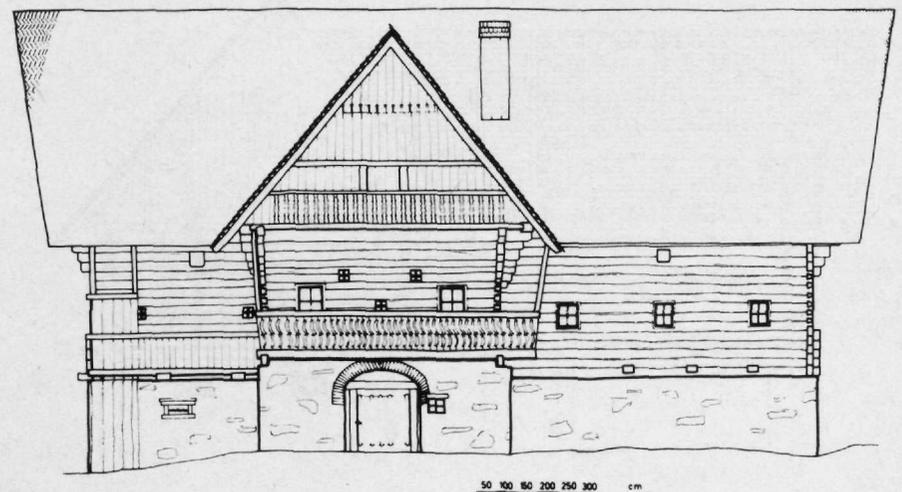
Z. 4: Ansicht der Südseite mit Hauseingang und sekundärer Vermauerung.



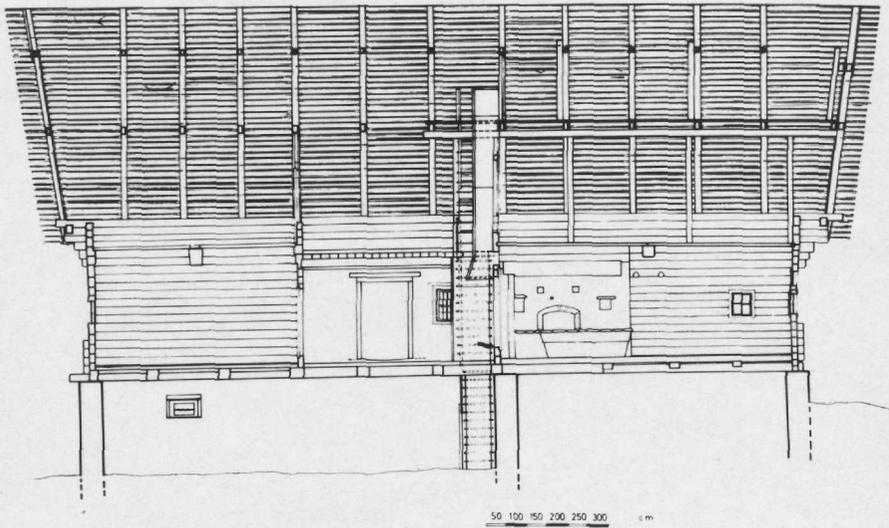
Z. 6: Ansicht der Westseite mit „Schöner Stube“ – darunter der Keller mit Datierung 1728 – und Rauchstube (v. l.).



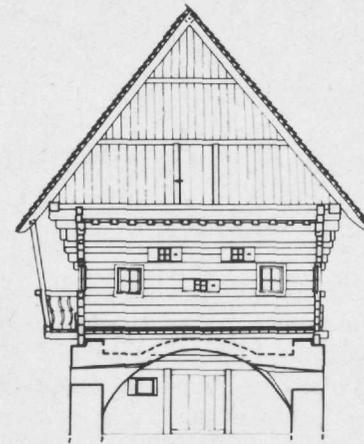
Z. 5: Ansicht der Ostseite mit Vorratskammer, Schlafkammer, Abort, „Schöner Stube“ (v. l.).



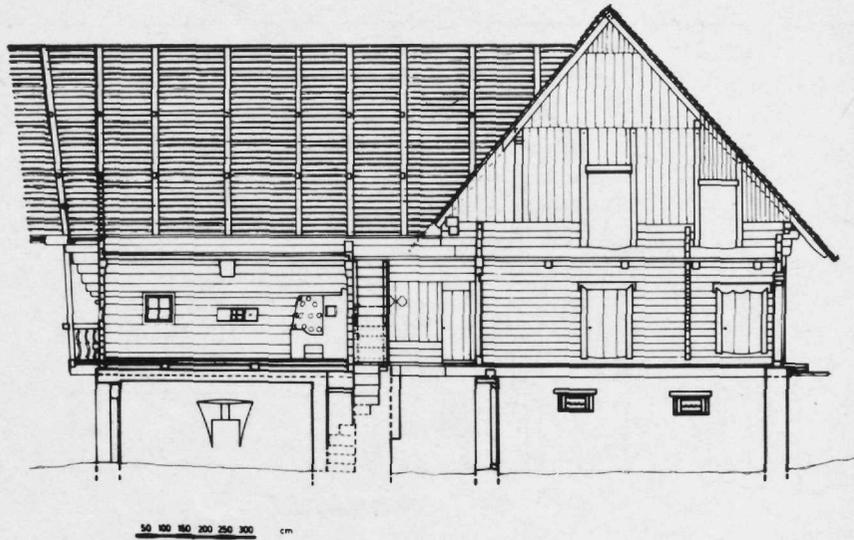
Z. 7: Ansicht der Nordseite mit Schlafkammer, „Schöner Stube“ – darunter Keller – und Rauchstube.



Z. 8: Schnitt Ost-West, rechts Rauchstube.



Z. 10: Schnitt West-Ost durch den „Wiederkehr“.



Z. 9: Schnitt Nord-Süd, links „Schöne Stube“.